



Dieses Buch
gehört
den Kindern.

Geschichten und Märchen,
wie ich sie meinen Kindern gern erzähle.

Mit Abbildung.

Von
Franz Becker.

Leipzig, Hermann Hartung.

I n h a l t.

	Seite
1. Der dankbare Eswe	1
2. Die beiden Kaufleute	= 5
3. Der Gang nach dem Eisenhammer	= 12
4. Der Becher	= 18
5. Die drei Knappen	= 23
6. Wenn die Noth am Höchsten, ist die Hülf' am Nächsten	= 34
7. Der Muskeus	= 39
8. Der unglückliche König	= 44
9. Das Räthsel	= 50
10. Die treuen Freunde	= 55
11. Die drei Schwestern	= 61
12. Reinold das Wunderkind	= 70
13. Wilhelm Tell	= 83
14. Der Schatzgräber	= 88
15. Der brave Mann	= 93
16. Der standhafte Jüngling	= 96
17. Regulus	= 100
18. Der Kampf mit dem Drachen	= 102
19. Der Prinzenraub	= 108
20. Erstes Märchen v. Nülbezahl. Der Name	= 113
21. Turandot	= 116
22. Die Wahnsinnigen	= 122

1.

Der dankbare Löwe.

Weit von hier lebte vor vielen, vielen Jahren ein vornehmer Mann; der hatte so viel Reichthümer, daß er gar nicht wußte, wie reich er war. Er besaß schöne Häuser, prächtige Gärten, viel Feld und Wald und eine große Anzahl Diener und Sklaven, die ihm gehorchten und seine Befehle erfüllten. Außer vielen andern werthvollen und seltenen Sachen besaß der reiche Mann auch eine kostbare Schale, die er für vieles Geld von einem berühmten Künstler gekauft hatte. Diese Schale gedachte er einem noch vornehmeren Manne zu schenken, bei dem er sich dadurch beliebt machen wollte. Darum befahl er einem seiner Sklaven, sie in die Wohnung jenes Mannes zu tragen, der an der Ecke der nächsten Straße in einem schönen großen Hause wohnte. Der Sklave that, wie ihm geheißen war, aber — o Unglück! Auf der Straße lag ein Stein, den sah der arme nicht, stolperte darüber, fiel; die Schale entglitt

seinen Händen und zerbrach auf der harten Strafe in viele große und kleine Scherben. Wie erschrak da der arme Slave, denn hoch und werth hatte sein Herr die schöne Schaale gehalten und er war ein gar heftiger und zorniger Mann. Aus Furcht, hart gezüchtigt zu werden, floh er aus der Stadt, und nicht eher hörte er auf zu laufen, bis er sich am Abende mitten in einem großen dichten Walde sah. Dort fand er eine Höhle, er kroch hinein und schlief, matt vor Angst und müde von dem langen schnellen Laufe, bis an den hellen Morgen. Da erwachte er von einem heftigen Geräusch, er fuhr auf und sah — in die rollenden Augen eines großen mächtigen Löwen. Der stand am Eingange der Höhle und glogte hinein, daß unserm armen Slaven angst und bange ward. Aber der Löwe kam nicht näher; er hob nur den einen Vorderfuß in die Höhe. Daran merkte der Flüchtling, daß dem Thiere Etwas fehlen müsse. Er faßte daher Muth, trat dem Löwen näher, dieser blieb stehen und hob abermals den nämlichen Vorderfuß in die Höhe. Darin stach ein großer Splitter von einem Jagdspieße, womit ein Jäger das Thier verwundet hatte. Welche Schmerzen mußte das Thier gelitten haben! Er war dabei ganz kraftlos und mager geworden. Der Slave sah nun wohl, wo es dem Löwen fehle, er griff nach dem wunden Fuße; der Löwe, als wollte er dabei behülflich sein, setzte sich, der Mann faßte

den Spitter, zog so sehr er nur konnte, aber auch so vorsichtig als möglich, (denn er fürchtete, daß er dem Thiere zu wehe thun und es dadurch gegen sich erzürnen möchte) und glücklich kam das böse Holz aus der Wunde heraus. Dann riß der Slave ein Stück von seinem Oberkleide und verband damit die Wunde, denn der Fuß fing wieder an heftig zu bluten. Der Löwe war gar hoch erfreut darüber, da alsbald die fürchterlichen Schmerzen, die ihn so lange gequält hatten, aufhörten; er schmelzte und liebkosete dem Manne auf alle erdenkliche Weise, wie es die Hauskätzchen zu thun pflegen, wenn sie etwas von uns haben wollen. Der arme Slave und das mächtige Raubthier waren von diesem Augenblicke an die besten Freunde.

Nach einigen Tagen, als die Wunde geheilt war, ging der Löwe wieder auf die Jagd und brachte seinem Freunde Fleisch von frisch getödteten Thieren; dies schnitt der Mann in Streifen und dörrete es an der Sonne, um es genießbar zu machen. So ernährte der dankbare Löwe seinen Arzt und viele Wochen lang lebten die Beiden in friedlicher Eintracht beisammen. Eines Tages jedoch kehrte der Löwe nicht zurück von seiner Jagd; unser Flüchtling wartete mehrere Tage umsonst auf ihn, dann ging er hinaus in den Wald, sich selbst Nahrung zu suchen. Dort aber wurde er von umherstreifenden Soldaten bemerkt; sie verfolgten

ihn, holten ihn ein, nahmen ihn gefangen, legten ihm schwere eiserne Ketten an, und führten ihn alsbald vor den Richter. Der sprach über den Armen ein gar schreckliches Urtheil; von wilden Thieren sollte er zerrissen werden, weil er seinem Herrn entlaufen war, so geboten es die harten und grausamen Gesetze jener Zeit.

Nach mehreren Monaten war der Tag gekommen, wo der Flüchtling den schrecklichen Tod erleiden sollte. Unzählige Menschen hatten sich versammelt, um es mit anzusehen, wie der Unglückliche von einem fürchterlichen Raubthiere zerfleischt und am Ende gar gefressen werden sollte. Man hatte dazu einen Löwen bestimmt, so groß und wild, wie ihn das Volk früher noch nicht gesehen hatte. Den ließ man jetzt aus seinem Käfige heraus und der arme Slave fiel, als er ihn erblickte, halbtodt schon vor Furcht auf dem Plage nieder. In großen, mächtigen Sprüngen kam der Löwe herbei, seine Beute zu erfassen. Aber — o Wunder! Ueblich stand er still, wedelte mit dem Schweife, schnupperte mit der gewaltigen Nase, und zuletzt kroch er, so demüthig wie ein Hund, zu dem Manne und liebkosete ihn. Auch der Slave erkannte nun in dem Löwen seinen treuen Freund aus dem Walde. Wie erstaunten die Leute, als sie dies sahen! Aber noch mehr verwunderten sie sich, als sie erst ersahren, wie seltsam das Geschick war, welches den

Sclaven betroffen. Man pries laut den königlichen Löwen wegen seiner Großmuth und Dankbarkeit. Auch er war gefangen worden; man bestimmte ihn dazu, die verurtheilten Verbrecher zu zerreißen, und so fanden sich jetzt die beiden Freunde wieder.

Der Richter fühlte Erbarmen mit dem Flüchtlinge; hatte diesen doch selbst ein wildes Thier verschont: Er schenkte ihm das Leben; sein Herr gab ihm die Freiheit. Auch den edlen Löwen ließ man frei; der aber ging nicht zurück in die Wildniß, sondern folgte seinem Freunde und war es gern zufrieden, daß dieser ihn für Geld sehen ließ. Damit erwarb sich der arme Mann so viel, daß er ruhig im Alter davon leben konnte. Das großmüthige Thier aber pflegte er, als es alt und schwach wurde, dankbar bis an den Tod.

2.

Die beiden Kaufleute.

In einem schönen, fruchtbaren Lande liegt eine große berühmte Handelsstadt. Dort lebten einst zwei Kaufleute, beide reich und klug, und darum auch angesehen bei ihren Mitbürgern; aber

wie verschieden waren sie dennoch von einander! Anton, der eine, besaß ein großmüthiges, edles Herz; er that den Armen Gutes, wo er nur konnte, den Bedürftigen ließ er Geld, damit sie sich helfen konnten, und seinen Freunden war er stets und gern gefällig. Darum eben weinten auch die Armen und Bedürftigen vor Dank und vor Freude, wenn sie seiner gedachten, darum hatten ihn seine Freunde so lieb. Balthasar aber, der andere, war ganz anders gesinnt. Er suchte nur recht reich zu werden. Die Armen wies er mit rauhen Scheltworten von seiner Thüre; den Bedürftigen ließ er nur, wenn er großen Gewinn dabei hatte, und Freunde hatte er gar nicht, denn Niemanden erzeigte er einen Gefallen, gegen Jedermann war er mürrisch und unfreundlich. Darum ging ihm auch Jeder aus dem Wege, wo er nur konnte, und darum gingen auch die Leute weit lieber zu dem freundlichen Anton und kauften von dem, was sie brauchten.

Darüber warf der böse Balthasar einen grimmigen Haß auf den guten Anton. Er sann nur darüber nach, wie er demselben Schaden und ihn in's Unglück stürzen möchte. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Unser Anton bedurfte einst einer großen Summe Geldes. Damit gedachte er einem seiner besten Freunde, einem jungen Manne, Namens Raimund, zu helfen; der sich darum eben

in großer Noth und Verlegenheit befand. Wenige Meilen von der Stadt nämlich, wohnte eine reiche schöne, tugendhafte, dabei auch überaus kluge Jungfrau. Aus allen Ländern kamen Prinzen und Grafen herbei, um sie zu werben; aber sie vermächte sie alle, da sie nur ihres Reichthumes begehrt. Raimund war ein armer Edelmann, schön von Gestalt und edel von Sitten und Gemüth. Er hatte die schöne Porzia gesehen und sie so lieb gewonnen, daß er vermeinte nicht ohne sie leben zu können. Aber um sie zu werben, war er zu arm, denn wie hätte er mit den reichen, fremden Grafen und Prinzen wetteifern können. Er mußte dann mit glänzender Dienerschaft erscheinen, reiche Geschenke austheilen, er mußte auftreten, wie es einem Bewerber der reichen und schönen Porzia geziemte. Darum eben befand er sich jetzt in großer Noth und darum war er so traurig, daß Anton ihn darum theilnehmend befragte, und gern bereit war, die Summen zu schaffen, deren sein lieber Freund Raimund bedurfte. Nun war aber eben große Noth um bares Geld in jener Handelsstadt; Balthasar war der einzige, der große Summen in seinem Kasten liegen hatte. An ihn wendete sich daher Anton, so ungern er es auch that. Balthasar war wohl bereit, die nöthige Summe dem reichen Anton zu leihen; aber er that dieß nur in der tückischen Absicht, seinen Feind dadurch zu ver-

berben, denn als solchen betrachtete er den edlen Anton, den alle gute Menschen so herzlich liebten. Er ließ sich nämlich von diesem versprechen, daß ihm gestattet sein solle, ein Pfund Fleisch vom Leibe des Schuldners zu schneiden, wenn dieser zur bestimmten Zeit die Summe nicht zurückzahle. Dabei stellte er sich, als ob dieß blos ein Scherz wäre, der nichts bedeute, und Anton glaubte das auch, und trug darum kein Bedenken, das seltsame Versprechen zu geben.

Kurz darauf traf den armen Anton ein Unglück nach dem andern. Seine Schiffe gingen unter, seine Waaren verdarben, seine Schuldner zahlten nicht. Desto glücklicher war der junge Raimund. Seine schöne Gestalt, seine edlen Sitten, sein treffliches Gemüth gewannen ihm das Herz der schönen Porzia und sie war bereit, sein Ehegemahl zu werden. Da erhielt Raimund Nachricht von Anton's Unglück und von der Gefahr, womit ihn der böse Balthasar bedrohte; denn der Tag, an welchem er zahlen sollte, war gekommen, und Balthasar hatte nicht versäumt, den verhassten Anton in's Gefängniß bringen zu lassen, da er nicht zahlen konnte, was er ihm schuldig war. Raimund erschrak heftig bei dieser Nachricht, und die fromme Porzia schauderte, als sie vernahm, welche Gefahr dem edlen Freunde ihres Verlobten drohte. Hastig öffnete sie die Kasten, in denen große Sum-

men verborgen lagen, und gab Raimund doppelt, dreifach so viel, als Anton schuldig war, und drang in den Jüngling, daß er eile, damit den Freund zu retten, ehe der tückische Balthasar sein böse Absicht ausführen könne. Als bald kehrte nun Raimund nach der Stadt zurück. Schon war das Gericht versammelt, über den seltsamen Handel zu entscheiden. Keck trat der böse Balthasar vor, und forderte, was Anton, in der Meinung es sei ein bloßer Scherz, ihm versprochen hatte. Er forderte das Pfund Fleisch vom Leibe des Schuldners, und zwar zunächst dem Herzen, denn so hatten es die Beiden unter einander verabredet. Raimund bietet dem Bösen die doppelte, ja die dreifache Summe, wenn er von seinem grausamen Rechte abstehe, die Männer des Gerichtes selbst ermahnen ihn, mild und menschlich zu sein, allein umsonst; was man ihm auch verspricht, wie man ihm zuredet, ihn bittet und fleht, ihm schmeichelt und droht, er mag nichts Anderes hören, als den Spruch des Gerichtes, daß ihm gestattet werde, das Pfund Fleisch vom Leibe des Schuldners zu nehmen. Nur eins ist dazu noch erforderlich, daß nämlich der berühmte Mann aus einer andern Stadt erscheine, welchem das Gericht geboten hat, den seltenen Handel zu entscheiden. Da verkündet ein Diener des Gerichtes: ein Bote sei gekommen von jenem Manne mit der Nachricht: „Er könne nicht selbst kommen, habe

aber Statt seiner einen jungen Doctor gesendet, der so weise und gelehrt sei, daß er schon viel wichtigere Dinge entschieden habe. Seinem Ausspruche solle man unbedingt folgen.“ So lautete die Nachricht; gleich darauf erschien der junge Doctor selbst und nahm seinen Platz oben an unter den Männern des Gerichtes. Seine erste Frage ist nach Balthasar, er tritt abermals keck vor und verlangt sein Recht; Anton kann sich nicht weigern, er hat es versprochen. Mit weicher sanfter Stimme spricht der junge Doctor zu dem verstockten Bösewicht, ermahnt er ihn, des Schuldners zu schonen, doch umsonst; Balthasar schwört und flucht, daß er es nicht thun werde. „So laß wenigstens einen Arzt rufen, der den Armen verbinde, wenn du geschnitten hast an seinem Leibe, daß er sich nicht verblute, läßt sich wiederum der Doctor vernehmen, allein Balthasar will nichts davon wissen; er meint, davon sei nicht die Rede gewesen bei jenem Versprechen, und blutgierig weht er schon das Messer, damit die Todeschnitte zu thun am Herzen seines Feindes. „Nun wohl!“ — so nimmt der junge Doctor auf's Neue das Wort — „so nimm denn dein Pfund Fleisch, aber nicht um ein Haar mehr oder weniger; auch vergieße dabei keinen Tropfen Blutes, denn nichts davon ist dir versprochen, sonst bist du selbst des Todes.“ — Balthasar hört erschreckt den Ausspruch, denn kann er auf's Haar abmessen, wie viel

er Fleisch abschneide, und ist es möglich, dieß zu thun, ohne einen Tropfen Blutes dabei zu vergießen? Die Freunde aber des edeln Anton, ja das ganze versammelte Volk jubelt, und laut preist man die Weisheit des jungen Doctors, der so zart und lieblich von Gesicht ist, wie eine schöne Jungfrau. Gern will der Bösewicht nun das Geld nehmen, das man ihm geboten, da läßt sich auf's Neue die klare Stimme des jungen Doctors vernehmen. „Nichts soll er haben, als sein Recht. Aber ich klage ihn an, daß er einem edeln Manne und guten Bürger hinterlistig nach dem Leben getrachtet habe und darum des Todes schuldig sei!“ Das Gericht findet den Ausspruch gerecht, da eilt der edle Anton, Fürbitte einzulegen für seinen Todfeind; man schenkt dem Bösewicht das Leben und jubelnd führen die treuen Freunde den herrlichen Anton in sein Haus zurück. Sie begleitete der junge Doctor und lauter noch ward der Jubel im Hause des Geretteten, als sein Ketter das schwarze, verhüllende Gewand fallen ließ und die schöne, fromme, und so kluge Borzia da stand, dem edeln Freunde ihres Bräutigams Glück zu wünschen. Sie war der junge Doctor gewesen, dessen Weisheit den edeln Anton rettete; auf ihr Bitten hatte ihr jener berühmte Mann die Entscheidung des Streites überlassen, und sie kam eben noch zeitig genug, den tückischen Balthasar an seiner Greuelthat zu hindern.

Seit jener Zeit nagte der Groll an dem Herzen des Bösewichts; Unglück aller Art verzehrte seine reiche Habe. Er starb wenige Jahre darauf in der tiefsten Armuth. Niemand weinte an seinem Grabe, denn des Bösewichts gedenket Niemand freundlich. Der edle Anton aber lebte noch viele Jahre geachtet und geehrt in seiner Vaterstadt. Auf's Neue war er glücklich in seinem Handel und täglich mehrten sich seine Reichthümer. Glücklicher aber noch war er im Kreise seiner treuen Freunde; unter allen diesen aber liebte er Niemanden mehr, als den braven Raimund und dessen Gattin, seine Netterin, die schöne, fromme und kluge Porzia.

3.

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Auf einem schönen Schlosse lebte vor langer, langer Zeit ein reicher Graf mit seiner Gemahlin, der frommen und schönen Kunigunde. Sie hatten viele Diener, aber keiner war so fromm, so gut, und so treu, als Fridolin, ein Knabe von 15 Jahren, keiner aber war so böse, so falsch und rachsüchtig, als Robert, der Jäger. Die fromme Gräfin hielt Fridolin gar hoch, denn er war so

willig und dienstfertig, daß er ihr Alles an den Augen abgab. Wollte sie ihm etwas heißen zu thun, so war es meist schon geschehen; der treue Knabe gab sich alle Mühe, die Wünsche seiner sanften Gebieterin schon im Voraus zu errathen und zu erfüllen. Darüber warf der böse Robert einen argen Neid und Groll auf den guten Fridolin; zuletzt gerieth er in so große Wuth, daß er den armen Knaben gänzlich zu verderben beschloß. Zuerst suchte er ihn bei der edlen Gräfin zu verläunden, indem er ihm mancherlei Uebles Schuld gab, aber die fromme Frau glaubte ihm nicht; kannte sie doch den treuen Fridolin selbst viel besser. Robert ward dadurch noch grimmiger, aber auch vorsichtiger in seinem Streben, dem verhassten Fridolin zu schaden. Er wendete sich nun an den Grafen selbst. Dem erzählte er einst, Fridolin sage ihm bei seiner Gemahlin allerhand Böses nach und der Graf, der ein argwöhnischer und jähzorniger Mann war, glaubte ihm dies, zumal, da die Gräfin seit einiger Zeit nicht so freundlich gegen ihn gewesen war, als sie es wohl sonst zu sein pflegte. Dies kam aber daher, weil die gute Dame eben tief bekümmert war, denn ihr jüngstes Söhnchen lag todtfrank in der Wiege. Der Graf jedoch glaubte, sie liebe ihn nicht mehr, weil Fridolin ihn bei ihr verläundet habe, und darum beschloß er, den untreuen Diener zu verderben.

Als bald ritt er auch hinaus in den nahen Wald und erkannte an den hohen Feuersäulen, die ihm entgegenleuchteten, gar wohl den Ort, den er aufzusuchen gedachte. Hier wurde nämlich in ungeheuren Oefen das Erz geschmolzen, aus dem man das nützliche Eisen gewinnt. Viele Munden lang brannten da die gewaltigen Feuer unaufhörlich, und die großen Blasebälge, die das Feuer ansachten, heulten wie ein Sturm, der sich nie legen will. Alles dieß gehörte dem reichen Grafen und die Leute alle, die dabei beschäftigt waren, waren seine Diener und Knechte. Zu zweien von ihnen, die eben mächtige Holzschette in den glühenden Oefen warfen, und schwarz und grimmig, wie böse Geister aussahen, wendete sich der Graf und gebot ihnen:

Den ersten, den ich sende her,
und der Euch also fragt:

„Habt ihr erfüllt des Herren Wort?“

Den werft mir in den Ofen dort,

Daß er zu Asche gleich vergehe

und ihn mein Aug' nicht weiter sehe.

Eilig kehrte darauf der Graf in sein Schloß zurück und ließ Fridolin vor sich rufen. Forschend blickte er dem Knaben in das unschuldige Antlitz, der aber blickte ihn mit den treuen Augen so fürchtlos an, daß er fast bereuet hätte, was er eben thun wollte. Da fiel ihm jedoch auf's Neue ein, wie

unfreundlich seine Gemahlin in der letzten Zeit gegen ihn gewesen war, und auf's Neue beschloß er den Frevler zu verderben. Darum gab er ihm jetzt den Befehl hinauszugehen in den Wald und die Knechte bei dem Ofen zu fragen, ob sie des Herrn Befehl erfüllt hätten. Fridolin machte sich sogleich bereit, dem Gebote zu gehorchen; vorher jedoch, wie er immer zu thun pflegte, fragte er noch die Gräfin, ob sie einen Wunsch habe, den er dabei zugleich erfüllen könne? „Nichts, mein Sohn,“ entgegnete die sanfte Dame, „habe ich dir jetzt zu befehlen; geh, und erfülle das Gebot deines Herrn, meines Gemahls. Doch, gehst du vorüber an einer Kirche, so tritt hinein und bete für dich, und mich, und — ach! auch für mein krankes Söhnlein!“ Weiter konnte die bekümmerte Gräfin nicht sprechen, denn die Thränen rannen ihr aus den sanften Augen und Schluchzen ersticke ihre Stimme. Weinend ging Fridolin, dem das Herz bebte, als er sah, wie tief bekümmert die edle Frau war, hinweg und eilte nach dem nahen Walde. Am Saume desselben stand eine kleine Kirche und eben erklang das Glöcklein so klar und rein, daß es dem frommen Knaben dünkte, es lade ihn eine Stimme vom Himmel ein, in das heilige Haus zu treten um sich dort im stillen Gebete mit dem lieben Gott zu unterhalten. Er gehorchte gern dieser Stimme. Demüthig sank er auf seine Kniee und sprach mit

Andacht das schöne Gebet, das ihn einst die fromme Mutter gelehrt hatte. Dann bat er den lieben Gott, daß er seine edle Gebieterin tröste und ihr Söhnlein gesund mache. Und wie er nun sein frommes Gebet vollendet hatte, da fühlte er, wie sich sanft eine Hand auf sein gesenktes Haupt legte. Er blickte empor. Der ehrwürdige Pfarrer des Kirchleins stand vor ihm und segnete den jungen Peter, der allein gekommen war, die Pflicht der Andacht zu erfüllen. „Dein Flehen wird gehört werden,“ sprach der Greis zu ihm, „Du bist auf gutem Wege mein Sohn; Gott wird dich führen und leiten immerdar. Gehe hin in Frieden.“ Fridolin erhob sich und ging; er fühlte sich so selig, so froh. Ja er erschrak nicht einmal, als er die schwarzen grimmigen Gestalten der beiden Feuerknechte vor sich sah. Furchtlos blickte er in die dunkeln Gesichter und fragte mit seiner hellen Knabenstimme:

„Habt ihr erfüllt des Herren Wort?“

Da lächelten die beiden Schwarzen, der eine von ihnen wies mit grimmiger Geberde nach dem glühenden Ofen, aus dem die Funken weit hin heraussprühten, und sprach;

„Der ist besorgt und aufgehoben!
Der Graf wird seine Diener loben.“

Ueber diese Rede verwunderte sich der Knabe und blickte forschend die beiden Knechte an; dann aber ging er hinweg und eilte, dem Grafen zu

berichten, was er gehört. Der Graf ward bleich vor Schrecken und Entsetzen, als er Fridolin vor sich treten sah; denn nichts anderes glaubte er, als daß der Knabe schon längst in dem glühenden Ofen zu Asche und Staub verbrannt sei, wie es sein arger Wille gewesen. Noch mehr entsetzte er sich aber, als er erfuhr was die beiden Knechte auf Fridolins Frage geantwortet. So heftig und jähzornig war der Graf, daß er nicht die Zeit hatte erwarten können, bis sein grausamer Befehl an dem unschuldigen Knaben vollzogen worden war. Während Fridolin noch in der Kirche betete, sandte er schon den tückischen Robert in den Wald, die Feuerknechte zu fragen, ob sie sein Gebot erfüllt hätten. Die aber, weil es der erste war, der sie also fragte, ergriffen den Bösewicht, schleppten ihn nach dem Ofen und warfen ihn ohne Erbarmen hinein in die prasselnde Gluth.

„Gott hat gerichtet!“ seufzte der Graf aus tief beklommener Brust, denn ganz deutlich sah er nun, wie Alles zusammenhing, welcher tückischer Verräther der böse Robert, wie unschuldig der arme Fridolin gewesen war. Liebevoll ergriff er die Hand des Knaben und führte ihn zur frommen Gemahlin. Die trafen sie in gar großer Freude an, denn ihr Söhnlein war plößlich gesund geworden. Der liebe Gott hatte Fridolins frommes Gebet erhört, das Gebet, das ihn ja

auch bewahrt hatte, den schrecklichen Tod im Feuer-
ofen zu sterben.

4.

Der Becher.

Hast du schon gesehen, liebes Kind, wie es aus-
sieht, wenn es sich im Wasser dreht und wirbelt,
und wie ein Trichter hinabgeht, in den Alles, was
nah genug zukommt, gerissen und hinabgezogen
wird? das nennt man einen Strudel. Im klei-
nen Wasser schadet er nichts, im großen ist er gar
gefährlich; am gefährlichsten in dem großen, fast
endlosen Wasser, welches das Meer genannt wird.
Nicht nur alles Lebendige, die kraftvollsten Men-
schen und stärksten Thiere packt es da und reißt sie hin-
ab, daß sie nie wieder zum Vorschein kommen; auch
große Schiffe werden hinuntergedreht in den schreck-
lichen Trichter und keine Rettung ist für die, wel-
che sich auf einem solchen Fahrzeuge befinden. Ein
solcher Strudel befindet sich nahe am Gestade einer
großen und schönen Insel. Der Herr dieser Insel,
ein mächtiger König, kam einst mit seinen Rittern
und Hofslingen in jene Gegend. Ihm gefiel das

Brausen und Wogen des Meeres so wohl, daß er sich
dort einen Thron aufschlagen ließ, damit er recht
beaglich hinabschauen könne in das wilde Meer.
Um ihn herum standen seine Ritter und Hofslinge,
und warteten begierig, was der König wohl vor-
nehmen werde, denn er hatte bisweilen ganz son-
derbare Launen und Einfälle. Da rief er einen
seiner Diener und ließ sich von diesem einen schö-
nen goldenen und mit kostbaren Edelsteinen ge-
schmückten Becher geben. Den warf er nun hinab
von der steilen Klippe in das brausende Meer
und rief:

„Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Der mag ihn behalten, er sei sein eigen!“

Wohl hätte mancher den herrlichen Becher sich
gewünscht, aber Jeder schauderte zurück vor dem
fürchterlichen Abgrunde, in dem das kostbare Gefäß
verschwunden war. Hoch wie Berge hoben sich
jetzt die Wellen und donnerten an die Felsen, als
wollten sie diese umstürzen. Dann sanken sie brau-
send und zischend wieder nieder, daß Wasser ebnete
sich und einen tiefen Abgrund erblickte man, einem
ungeheuren Trichter ähnlich. In den stürzten sich
die Fluten hinab, und dabei gurgelte und brausete
es, daß den Zuschauern angst und bange ward vom
bloßen Anblicke. Wie hätte da es Einer wagen
können, den Becher zu holen, der tief, tief unten
in dem fürchterlichen Abgrunde liegen mußte.

„Will Keiner es wagen?“ rief der König zum zweiten Male. Alle schwiegen, Alle blickten nur mit Entsetzen hinab. Zum dritten Male rief der König und stampfte dabei ungeduldig mit dem Fuße. Da trat aus der Reihe der Edelknappen hervor ein Jüngling, schön von Angesicht und herrlich von Gestalt. Der warf den Mantel weg, verneigte sich vor dem Könige und sprach: „Ich wage es!“ Dann schritt er vor bis an den äußersten Rand der Klippe und sprang hinab. Vor Entsetzen schrien Alle, die versammelt waren, wie aus einem Munde. Kaum wagten sie es, näher an den Rand zu treten und dem kühnen Jünglinge nachzublicken. Den hatten schon die tobenden Wellen gefaßt und in den schrecklichen Abgrund hinabgezogen. Uebermals erhob sich nun das Wasser, hoch wie Berge, empor, dann sank es wiederum und zum zweiten Male sah man den schrecklichen Richter, in dem es gurgelte und zischte, bis es wieder ganz ruhig ward. Nur tief, tief unten brauste es, wie ein ferner Sturmwind. „Der arme Edelknappe! Der schöne Jüngling!“ so sprach man unter einander, daß der König es wohl hören konnte. „Ja würffst Du die Krone selbst hinein und verhiebest dem, der sie wieder brächte, er solle König sein, ich wagte es nicht,“ so ließ sich ein tapferer Ritter vernehmen, der wohl manchmal sein Leben für den König gewagt hatte.

Zum dritten Male hoben sich die Wellen empor, und stieß auf einer derselben schimmert ein weißes Gewand. Man sieht einen Arm, der kräftig rudert in dem tobenden Wasser.

Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Triefend steigt er an's Land und jubelnd führen die Ritter den muthigen Knappen vor den König, der mit Wohlgefallen und Verwunderung ihn betrachtet. Dann fragt er: „Nun, sage mir, mein Sohn, was hast du gesehen in der Tiefe da unten?“ — „Ach Herr!“ seufzte der Jüngling, „da unten ist's fürchterlich. Mich riß es hinab in den Abgrund, daß ich nichts mehr sah und hörte. Als ich wieder zu mir selbst kam, da war es ruhig unten in der Tiefe, aber hoch über mir brauste und tobte es um mich herum, über mir und unter mir schwammen die Ungeheuer herum, die die Tiefe des Meeres bewohnen. Dort sah ich den grimmigen Haifisch, der die Menschen verschlingt, mit seinem entsetzlichen Rachen, den häßlichen Rochen mit seinen fürchterlichen Stacheln, die giftige Meerschlange, den grimmigen Fisch mit dem ungeheuren Hammer am Kopfe. Schnell verbarg ich mich hinter einer Klippe und faßte eine Felsenspitze, daß mich die Fluthen nicht fortrissen. Hier fand ich auch den Becher, der sonst in die unergründlichste Tiefe gefallen wäre. Nun blickte ich tiefer

hinab, da war es finster und still, aber die Ungeheuer des Meeres, die in der untersten Tiefe wohnten, lebten und bewegten sich, die Drachen, Salamander und Molche reckten sich empor und schauten nach mir mit feurigen Augen, daß mir das Herz bebte. Und als ich länger noch hinunter blickte, sah ich, wie sich ein Ungeheuer regte mit Hundert Händen und Füßen und tausend Gelenken. Jetzt kroch es hinauf und that einen schrecklichen Rachen auf, mit dem es nach mir schnappte. Entsetzt lasse ich die Felsenspitze los, und das war mein Glück; denn der Strudel faßte mich um und riß mich hinauf an das Tageslicht. Gott sei gedankt, der mich gerettet!"

Begierig hatte der König gehorcht, was der Jüngling so wunderbares erzählte, doch lüsterner ward er nur, mehr zu erfahren aus der schaudervollen Tiefe. Schnell ergreift er den Becher, abermals wirft er ihn hinab und spricht: „Der Becher ist dein und dieser Ring ein Königreich werth, dazu, wenn du mir ihn zum zweiten Male bringest und Nachricht giebst, was du gesehen auf dem tiefsten Grunde des Meeres.“ Der Jüngling aber entgegnet bescheiden zwar doch fest: „Nur Dir zu Liebe, mein König, habe ich das Wagstück bestanden, wie wage ich um schändlichen Lohn solchen Frevel.“ — „Ach Vater, laß genug sein des grausamen Spießes!“ so bittet eine schöne Jungfrau den harten

König; es ist seine einzige Tochter, sie hat den kühnen Jüngling lieb gewonnen und fürchtet nun für sein Leben. Auf's Neue spricht jetzt der König: „Der vornehmste Ritter sollst Du sein und zur Braut gebe ich dir die holde Tochter, wenn du erfüllst mein Begehrt!“ Da erröthete der Jüngling vor Liebe und Muth; mit feurigen Augen blickt er nach der herrlichen Königstochter; er sieht, wie sie erblickt, für ihn in banger Furcht; schnell springt er hin an den Rand, und im Nu ist er zum zweiten Male in den brausenden Wellen verschwunden, die Wasser heben sich, sie senken und ebnen sich, der Trichter gurgelt, die Tiefe braust. Angstvoll schaut und harret die holde Königstochter. Abermals hoben sich die Wasser.

Sie rauschen auf, sie rauschen nieder,

Den Jüngling bringet keines wieder.

Er hatte den Tod in der schrecklichen Tiefe gefunden. Wenige Monden darauf starb auch die edle Königstochter. Vor Gram um den herrlichen Edelknappen war ihr das Herz gebrochen.

5.

Die drei Knapen.

Ein berühmter tapftrer Ritter wurde einst in einer großen Schlacht getödtet. Seine drei Knap-

pen flohen, als ihr Herr todt war, vom Schlachtfelde, und kamen in einen dichten Wald, der viele Tagereisen lang war. Sie waren hungrig und milde und vom Himmel regnete und stürmte es. Darum sehnten sie sich gar sehr, in eine menschliche Wohnung zu kommen, damit sie Schutz finden möchten vor dem rauhen Wetter, mit Speise und Trank sich erquicken und die müden Glieder ausruhen könnten. Viele Stunden waren sie fortgewandert in dem dichten Walde und darüber war es finstere Nacht geworden. Jetzt o welche Freude! — sah *Andiol*, der älteste von ihnen, ein Licht blinken durch die Bäume. Wie eilten sie dahin zu kommen, und wie freuten sie sich, als sie nun bald vor einem Häuschen standen. Hastig pochten sie an die Thüre; darauf that sich ein Fensterlein auf und ein altes Mütterchen schaute heraus. „Was wollt ihr?“ fragte sie mit zitternder Stimme. „Wir haben uns im Walde verirrt,“ sprach *Andiol*, „sind müde und hungrig. O laß uns ein, und gieb uns Essen und Trinken, wir verschmachten sonst.“ „Ihr sollt es haben,“ antwortete darauf das Mütterchen, doch müßt ihr vorher mein Kägchen fangen. Es ist mir davon gelaufen, und sitzt gewiß auf einem Baume.“ Gleich darauf klang es ganz nahe: *Miau! Miau!* *Andiol* blickte über sich und schaute in ein Paar feurige Kägenaugen. Schnell griff er zu und erfaßte einen großen schwarzen

Kater. Das Thier zischte und sprudelte, auch zerkrachte es dem Knappen gar arg die Hände, aber er hielt es fest, und brachte es glücklich ins Häuschen, denn unterdeß hatte das Mütterchen die Thür geöffnet. Die Alte freute sich gar sehr, daß sie ihren Liebling wieder hatte und darum trug sie den Knappen auf, was sie nur zu essen und zu trinken hatte. Die ließ es sich trefflich schmecken und legte sich bald zur Ruhe auf das reinliche Lager von Stroh, das ihnen die gute Alte bereitet hatte. Als sie am andern Morgen erwachten, stand das alte Mütterchen vor ihnen; neben ihr der große schwarze Kater, der sie mit seinen grünen Augen neugierig anglozte. „Geh ihr von hinnen zieht,“ sprach das Mütterchen freundlich, „will ich Jedem von Euch noch etwas schenken. Behaltet's zum Andenken an mich und gebraucht es wohl, denn es sind gar seltene und werthvolle Sachen!“ Darauf nahm sie aus einem Sacke dreierlei sonderbare Dinge. *Andiol*, dem ältesten, gab sie ein weißes Tuch, *Siegfried*, dem zweiten, eine blanke Kupfermünze und *Benno*, dem jüngsten, den Finger von einem Handschuh. Die Knappen lachten, als sie die sonderbaren Geschenke sahen, doch wollten sie der guten Alten nicht weh thun, und dankten ihr recht herzlich. Dann nahmen sie Abschied und zogen wiederum in den dichten Wald hinein. Bald jedoch begann sie zu hungern und zu dursten. An-

diol nahm in Scherz das weiße Tuch, brettete es aus auf dem Rasen und sprach: „Nun wünschte ich mir einen recht saftigen Schinken und Semmel dazu und ein Glas Wein.“ „Raum hatte er diese Worte gesprochen, da fiel auf das Tuch ein köstlicher Schinken herab und Semmeln regnete es gleichsam darauf, auch stand alsbald eine Flasche mit dem edelsten Weine auf dem Tuche. Du kannst dir leicht denken, Liebes Kind, wie erfreulich dieß den hungrigen und durstigen Knappen war. Sie ließen es sich trefflich schmecken. Dabei vergaßen sie nicht, an das alte Mütterchen zu denken, das ihnen eine so köstliche Gabe bescheert hatte. Andiol wickelte, als sie satt waren, sorgfältig das bezauberte Tuch zusammen und steckte es in die Tasche. Siegfried und Benno aber forschten nun begierig darnach, was wohl ihre Geschenke, die Kupfermünze und der Handschuhfinger, für wunderbare Eigenschaften haben möchten! Plötzlich rief Siegfried freudig aus: „Ich hab's gefunden!“ Andiol und Benno traten neugierig hinzu und erblickten mit Verwunderung ein großes Goldstück neben der Kupfermünze. Diese hatte Siegfried nämlich drei Mal von einer Seite zur andern gewendet und da lag auch sogleich das Goldstück daneben. Er machte es nun eben so zum zweiten, dritten, vierten Male, und immer kam dann ein neues Goldstück zum Vorschein. Wie reich war Siegfried nun! Er

konnte Goldstücke machen, so viel er nur haben wollte. Die herrliche Kupfermünze steckte er nun in einen sorgfältig verwahrten Beutel, um sie zu brauchen, wenn er Geld bedurfte. Benno war ganz verbrießlich darüber, daß sein Geschenk so nutzlos sein sollte; er drehte den Handschuhfinger hin und her während er hinter Siegfried und Andiol herging; zuletzt wendete er ihn um und zog ihn über den Daumen der linken Hand. Da hörte er Andiol sagen: „Wo mußt denn Benno geblieben sein? Ich sehe ihn nirgends. Verwundert horchte Benno, dann rief er: „Hier bin ich ja!“ Andiol sah sich um, blickte dahin, wo Benno stand, und sprach: „Wo nur? Ich seh' dich nicht.“ Jetzt erst merkte Benno, welche Eigenschaft der Däumling habe. Wenn er ihn umwendete und an den Daumen der linken Hand zog, dann war er für die Augen anderer Menschen unsichtbar. Hierauf zog er den Däumling wieder ab, wendete ihn auf die rechte Seite und alsbald riesen Siegfried und Andiol: „Da bist du ja wieder.“ Der glückliche Benno! Er konnte sich also mit leichter Mühe unsichtbar und wieder sichtbar machen. Frohlockend erzählte er nun seinen Gefährten, welche wunderbare Eigenschaft der Däumling habe und alle drei waren gar glücklich. Sie verabredeten nun zusammen, was sie anfangen wollten und beschloßen, sich an den Hof eines Königs zu begeben, um dort ihr Glück zu machen für ihr ganzes

Leben. Jeder sollte dieß auf seine Weise thun. Zuerst war es Andiol, der sich nach der Stadt begab, in welcher jener König wohnte. Der war ein gar wunderlicher Mann, dem es keiner seiner Diener recht machen konnte. Besonders hatte der Koch immer seine große Noth bei ihm, denn der König bildete sich immer ein, er könne die Speisen nicht vertragen, wenn sie auch noch so kostbar und geschmackvoll zubereitet waren. Eben jetzt war der Koch fortgejagt worden und es wurde in der Stadt öffentlich bekannt gemacht: Der solle eine große Belohnung erhalten, der eine Speise bereiten könne, welche dem Könige behage und ihm wohlbekomme. Andiol hörte dieß und alsbald ließ er sich auch zum Könige führen. Diesem sagte er, daß er ein berühmter Künstler im Kochen sei und die verlangte Speise zubereiten wolle. Der König war sehr erfreut darüber und ließ Andiol in ein geheimes Zimmer führen, wo die Speise zubereitet werden sollte, denn so hatte es der verlangt. Nun breitete der Knappe sein weißes Tuch aus und wünschte sich eine Speise so kostbar und geschmackhaft, wie sie der König haben wollte. Sogleich war das Tuch damit besetzt und Andiol trug die Speise in das Zimmer des Königs. Der kostete neugierig und war fast außer sich vor Entzücken, denn die Speise war so lieblich und wohlschmeckend, als er im Leben noch nicht genossen hatte. Wie lobte er da den

geschickten Andiol! Er gebot, ihn als seinen ersten Diener zu ehren, ließ ihn köstliche Kleider reichen und beschenkte ihn mit werthvollen Ringen und andern Kostbarkeiten. Alle Tage schaffte Andiol ein neues Gericht und immer eines lieblicher und wohlschmeckender als das andere. Darum stand er auch bei dem Könige in hoher Gunst, so daß selbst die Königin ihn darum beneidete, denn das war eine böse und arglistige Frau.

Siegfried hatte unterdeß seine Kupfermünze fleißig gewendet, und eine große Menge Goldstücke gesammelt, damit kaufte er sich schöne Kleider, glänzende Rüstungen, herrliche Pferde, und mietete sich viele Diener und Knappen, denn er wollte als ein reicher und vornehmer Ritter an dem königlichen Hofe erscheinen. Wie staunten die Leute, als er in die Stadt einzog, denn so viele und so reich gekleidete Diener, so wunderschöne Pferde und dergl. hatten sie selbst bei den fremden Prinzen nicht gesehen, welche den königlichen Hof zu besuchen pflegten. Der König ließ ihn zu sich rufen und war sehr gütig gegen ihn, denn er merkte gar wohl, daß der fremde Ritter mehr Reichthümer besitzen müsse, als sein ganzes Königreich werth sei. Zu allen Festen, die am Hofe gehalten wurden, lud man den reichen Ritter ein. Siegfried that sich nicht wenig darauf zu Gute und machte besonders der Königin, die sehr habüchtig war,

die kostbarsten und theuersten Geschenke. Dadurch ward er immer angesehenener, aber auch stolzer und thörichter.

Nun müssen wir noch sehen, wo Benno der jüngste von den drei Knappen geblieben ist. Der hatte gehört, daß die Königin eine wunderschöne Frau sei, und wünschte sich darum mit seinem Däumlinge in ihr Gemach, um sie dort betrachten zu können. Bald wünschte er auch mit ihr zu reden und sprach darum einige laute Worte, worüber sie erwachte. Sie wunderte sich nicht wenig, als sie Niemanden im Zimmer erblickte. Da sprach Benno wiederum und sagte ihr, daß er ein höheres Wesen sei, und sie liebgewonnen habe; doch könnte er sich ihr wohl auch sichtbar machen, wenn sie es wünsche. Darauf erschien er vor ihr in seiner wahren Gestalt, aber in kostbaren Kleidern; dennoch sah die kluge Königin recht wohl, daß es nur ein gemeiner Knappe sei, denn er konnte die plumpen Sitten nicht lassen. Weil sie aber glaubte, daß sie Nutzen von ihm haben könnte, so stellte sie sich, als sehe sie es gern und sprach lange und freundlich mit ihm, worüber der thörichte Benno ganz glücklich war.

Andiol, der der Leibkoch des Königs geworden war, erwarb sich immer mehr die Gunst des Fürsten, worüber die Königin immer neidischer wurde. Eines Tages ließ sie ihn zu sich rufen und verlangte von ihm, daß er eine ganz neue Speise

schaffen solle. Andiol schloß sich mit seinem Luche ein und brachte bald was die Königin von ihm begehrt hatte. Die aber stellte sich, als ob die Speise unschmackhaft wäre und that sehr erzürnt darüber. Andiol wollte nun eine neue herbeischaffen und schloß sich abermals in seinem Zimmer ein. Dabei hatte er nicht bemerkt, daß die arglistige Königin ihm nachgeschlichen war. Sie hatte sich schnell in einem Winkel des Zimmers versteckt und von da aus sah sie neugierig und verwundert, was der Knappe mit dem Luche vornahm. Kaum hatte dieser nun die Speise hervorgewünscht, da sprang die Königin aus ihrem Winkel hervor, riß ihm das wunderbare Luch weg, eilte damit davon und schloß es in einem eisernen Kasten ein. Nun war es mit der Kochkunst Andiol's auf ein Mal zu Ende. Der arme Knappe stand ganz verblüfft da und wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Ehe er sich noch besinnen konnte, was er nun anfangen wolle, kamen königliche Soldaten herbei, die ihn in das Gefängniß führten, denn so hatte es die Königin geboten. Sie gedachte ihn hart bestrafen zu lassen, doch wollte sie ihm verzeihen, wenn er ihr entdeckte, woher Siegfried seine Reichthümer nähme, und woher Benno die Gabe erhalten habe, sich unsichtbar zu machen. Die kluge Frau hatte nämlich recht gut gemerkt, daß die drei Knappen mit einander bekannt waren. Andiol, der ziemlich furchtsam war, erschraack

vor der Drohung und bekannte gern Alles, was er von seinen Gefährten wußte.

Darauf ließ die Königin den reichen Siegfried zu sich rufen, und sagte ihm, daß sie wünsche, mit ihm spazieren zu fahren. Siegfried hielt dieß für eine große Ehre und ließ auch sogleich seinen schönsten Wagen mit den schönsten Pferden herbeiholen. Als sie nun durch die Pforte des Palastes fahren, stand ein armer alter Mann da, der sie mit zitternder Stimme bat, daß sie ihm ein Almosen reichen möchten. Siegfried zog seinen schweren Geldbeutel hervor, um ein Goldstück für den Bettler herauszunehmen. In diesem Beutel hatte er auch die wunderbare Kupfermünze. Die Königin, die neben ihm im Wagen saß, sah diese Münze; schnell riß sie Siegfried den großen Beutel aus der Hand und warf ihn dem Bettler zu. Der aber war weiter nichts als ein Diener der Königin und hatte sich als Bettler gekleidet, um so, wie es nun geschehen war, der Königin behülflich zu sein, daß sie ihren arglistigen Plan gegen den armen Siegfried ausführen könne. Wie nun der verkleidete Bettler den Beutel mit der wunderbaren Kupfermünze hatte, ließ sie schnell davon fahren, und Siegfried hatte nun das Mittel verloren, das ihn allein zum reichen Manne machte.

Zuletzt suchte nun die Königin Benno um seinen wunderbaren Däumling zu bringen. Dieß gelang ihr sehr leicht; denn Benno war thöricht

genug ihn denselben für einen Augenblick in die Hand zu geben. Sogleich wendete sie ihn um, zog ihn an den Daumen der linken Hand und war unsichtbar.

Die drei Knappen verließen nun betrübt die Stadt. Vor dem Thore trafen sie zusammen und erzählten sich nun ihre unglücklichen Schicksale. Dann beschloßen sie in die Dienste eines kriegerischen Fürsten zu treten, der eben viele Soldaten brauchte. Dort waren sie sehr tapfer, in einer großen Schlacht aber, die bald darauf erfolgte, kamen alle drei um's Leben.

Die arglistige Königin erlebte jedoch auch keine Freude von den Zauberdingen; vermuthlich, weil sie die armen Knappen darum betrogen, hatten diese Dinge ihre Zauberkrast verloren. Denn auf dem weißen Tuche kam weder Speise noch Wein mehr zum Vorschein; die Kupfermünze war weiter nichts, als ein werthloses Geldstück, sie mochte es drehen und wenden wie sie nur wollte, und mit dem Däumlinge war auch nichts mehr anzufangen; wie oft sie ihn auch umwendete und an den Daumen der linken Hand zog, sie blieb immer sichtbar. Darüber ärgerte sie sich so bitter, daß sie kurz darauf in eine Krankheit verfiel, woran sie in wenig Tagen starb.

**Wenn die Noth am größten, ist die
Hülfe am nächsten.**

Adolf war ein munterer Knabe von zehn Jahren, sein Vater war der Küster an der Kirche einer kleiner Stadt. Er liebte sein Söhnchen mehr, als sein Leben, denn Adolf war folgsam, fleißig in der Schule und überhaupt so gut, daß alle Eltern in dem Städtchen ihren Kindern zu sagen pflegten: „Werdet so gut, wie Adolf!“

Adolfs Vater, der Küster, hatte auch das Amt, die Glocken auf dem Kirchturme zu läuten; der Knabe ging dann oft mit hinauf auf den Thurm. Man konnte von da recht weit sehen; die Gegend um das Städtchen war außerordentlich schön und Adolf fand viel Gefallen daran, die schöne Gegend sich recht oft und recht lange zu betrachten.

Eines Tages war Adolf auch mit hinauf gegangen auf den Thurm, wo der Vater die Glocken läuten wollte. Adolf stellte, da die Frühlingssonne eben recht warm und freundlich schien, sich in die große Oeffnung, die mit einem Laden verschlossen zu sein pflegte. Der Vater aber ging höher hinauf in dem Thurme, um da nach Etwas zu sehen. Indes befand sich Adolf recht wohl, denn die Gegend sah heute im Glanze der Frühlingssonne so lieblich

aus, daß er gar nicht müde werden konnte, sie zu betrachten. Dabei stand er ganz wohlgenuth auf dem schmalen Fenster Sims und hart neben seinen Füßen ging es viele, viele Ellen tief hinunter. Aber Adolf fühlte keinen Schwindel, denn weil er oft auf dem Thurme war, hatte er sich ganz daran gewöhnt, von der Höhe in die Tiefe hinabzusehen.

Wie er nun jetzt da stand und sich vergnügt umschaute, da kam plötzlich ein heftiger Windstoß; der Laden vor dem Fenster flog herum und fiel in's Schloß, und der arme Adolf konnte nun nicht in den Thurm zurück und mußte auf dem schmalen Fenster Sims stehen bleiben. Indes kam der Vater im Thurme wieder herunter, Adolf hörte es und rief, so laut er rufen konnte. Aber vor dem Geräusche in dem Thurme selbst, welches die Uhr machte, hörte es der Vater nicht und ging immer weiter im Thurme hinab, denn er glaubte, daß Adolf schon vor ihm hinabgegangen sei, weil er ihn nirgends sah. Adolf war nun verlassen, denn bald darauf sah er, wie der Vater unten aus dem Thurme herauskam, die Thüre zuschloß und nach dem kleinen Häuschen wanderte, wo sie wohnten. Umsonst rief er da abermals so laut er konnte; der Vater hörte es nicht, denn da oben wehte die Luft so stark, daß sie gleich jeden Schall weit hinwegtrug.

Wie schrecklich war nun die Lage, in welcher

sich der arme Adolf befand! Niemand sah und hörte ihn; vor ihm war die fürchterliche Tiefe und er konnte jeden Augenblick in dieselbe hineinstürzen, wenn ihm ein Fuß abrutschte oder ihm schwindlig wurde. Darum drückte er sich auch so viel als möglich in die Ecke des Simses, und machte die Augen zu, um nur nicht inimer in die schauer- volle Tiefe zu sehen. Dann aber öffnete er sie wie- der und blickte in die Ferne. Da sah er wie Con- rad, Benno, Raimund und noch einige seiner Spielgefährten auf einer Wiese munter herum- sprangen, die unfern von dem Städtchen lag. Wie gern wäre er selbst da gewesen und ach! wie schrecklich war der Ort, wo er jetzt stehen mußte, ohne sich auch nur bewegen zu dürfen! Immer schlimmer ward es nun für den armen Knaben, denn die Sonne kam um den Thurm herum und schien ihm so hell in die Augen, daß es ihn blen- dete und zuletzt ganz schwarz vor den Augen wurde. Wie inbrünstig bat da Adolf den lieben Gott, daß er ihn erlösen möchte aus der schrecklichen Ge- fahr, in der er sich befand.

Eine Viertelstunde nach der andern verging; kein Mensch kam, den Knaben aus seiner Angst und Gefahr zu erretten. Die Sonne sank tiefer und ging endlich unter. Kaum war sie verschwunden, da fing auch an eine kalte Luft zu wehen; beson- ders in der Höhe, wo Adolf stand, ward es so kalt

und schaurig, daß dem armen Knaben die Hände starren. Nahe sah er schon den Augenblick wo er hinabstürzen mußte in die schauerliche Tiefe, denn er fühlte, wie ihn nach und nach die Kraft verließ, sich aufrecht zu erhalten. Noch wollte er aber ver- suchen, ob er Etwas thun könne, sich zu retten. Darum drückte er sich tief in die Ecke des Simses, griff in die Tasche seines Kleides und zog daraus ein weißes Taschentuch, mit dem er wedelte, so viel er nur konnte. Dann sprach der fromme Knabe ein Gebet, wie es ihn sein Vater ge- lehrt hatte; er bat den lieben Gott, ihn zu ret- ten, wenn es so sein Wille sei; ihn aber zur guten Mutter zu bringen, wenn er sterben solle, denn die Mutter war vor dem Jahre gestor- ben. Als er so gebetet hatte, ward es ihm schwarz vor den Augen, er fühlte, wie alle Kräfte ihn ver- ließen, er sank zusammen, und bewußtlos fiel er — in die Arme seines guten Vaters. Ein Mann nämlich, der unten am Thurme vorüberging, wollte nach der Uhr sehen und erblickte da den Knaben, wie er mit dem weißen Tuche wedelte. Er ging sofort zu dem Küster, dem er erzählte, was er für eine sonderbare Erscheinung auf dem Thurme ge- habt habe. Der Küster erschrak, denn er dachte sogleich an seinen guten Adolf, den er schon seit mehreren Stunden nicht gesehen hatte. Beide ell- ten nun so sehr sie konnten, nach dem Thurme und

die Treppe in demselben hinauf. Dann öffneten sie den Laden so langsam und vorsichtig als möglich. Gerade in dem Augenblicke, wo den armen Adolf die Kräfte verließen und er besinnungslos wurde, faßten sie ihn und zogen ihn schnell in den Thurm hinein. Hierauf brachten sie ihn in die väterliche Wohnung; erst da öffnete der Knabe die Augen wieder, bis dahin war er vor Angst, Schreck und Ermattung bewußtlos und ohne Leben. Zwar wurde er nun tödtlich krank, aber der liebe Gott, der ihn ja aus viel größerer Noth gerettet hatte, ließ ihn wieder gesund werden zur Freude und zum Troste seines guten Vaters.

Adolf ward in der Folge ein sehr guter Mensch, an dem sein alter Vater nur Freude erlebte. In seinem ganzen Leben aber dachte er daran, so oft er den Thurm erblickte, wie er einst da oben in so schrecklicher Angst geschwebt hatte. Nie vergaß er dann, dem lieben Gott und seinem guten Vater von ganzem Herzen zu danken, daß er aus jener schrecklichen Gefahr noch glücklich gerettet worden war.

Der Musikus.

Daniel war ein treuer fleißiger Bergmann. Wie fleißig er aber auch war, konnte er doch nicht so viel verdienen, daß er sich, sein Weib und seine drei Kinder davon hätte ernähren können. Darum sann er darauf, wie er an den Sonntagen sich noch Etwas erwerben könnte, denn da war er frei von der Arbeit. Als Knabe hatte er von seinem Vater die Violine spielen gelernt und das benutzte er und übte sich, recht viele und lustige Sachen spielen zu können, nach denen die Landleute tanzen möchten, wenn sie des Sonntags in der Schenke des Dorfes zusammen kamen. Bald war Daniel als Musikus hoch beliebt bei den Landleuten in der ganzen Umgegend; keine Kirchweih, keine Hochzeit konnte gehalten werden, wenn nicht Daniel mit seiner Violine da war und zum Tanzen aufspielte.

Eines Tages hatte Daniel in der Schenke auf einem benachbarten Dorfe tüchtig gezeigt. Es war schon spät in der Nacht, als er sich auf den Weg machte, nach Hause zu gehen. Dabei mußte er durch eine lange, tiefe Schlucht, die war an den Seiten mit dichtem Gebüsch bewachsen und so schauerlich, zumal in der Nacht, daß Niemand gern sie betrat; obendrein sagte man, daß da allerhand

Gespensster und Kobolde ihr Wesen trieben. Daniel aber war nicht furchtsam und abergläubisch; er hatte in seinem Leben nie etwas Böses gethan und hatte also ein gutes Gewissen. Darum wanderte er ruhig den schauerlichen Hohlweg hin und war fröhlich in seinem Herzen, denn er hatte heut viel Geld eingenommen, und damit gedachte er seinem Weibe und seinen Kindern zu Hause große Freude zu machen. Da erblickte er plötzlich dicht vor sich eine riesengroße schwarze Gestalt. „Wer bist Du,“ frug diese und die Stimme tönte und donnerte von weitem. „Ich bin ein armer Bergknappe und Musiker,“ antwortete Daniel. Dabei zitterte seine Stimme, denn es war ihm gar nicht wohl zu Muthe beim Anblicke des fürchterlichen Fremden. Der stand so plötzlich vor ihm, daß er gar nicht wußte, wo er hergekommen war. „Du bist gerade ein Mann, den ich suche und brauche. Komm, folge mir!“ sprach darauf der Fremde und fing an zur Rechten eine Treppe in dem Felsen hinan zu steigen. Daniel war furchtsam geworden, aber eben weil er sich fürchtete vor dem fremden Manne, wagte er es nicht, ihm ungehorsam zu sein. Darum stieg er ebenfalls die sonderbare Treppe hinan und folgte dem Fremden. Der führte dann, als sie oben auf der Spitze des Felsens gelangt waren, unsern Daniel in einen Busch, und als sie denselben durchwandert hatten, erblickte Daniel ein glänzend er-

leuchtetes Schloß. Darüber wunderte er sich nicht wenig, denn er war doch so bekannt in der ganzen Umgegend und hatte da von einem Schlosse weder Etwas gesehen noch gehört. Am Thore des Schlosses stand ein Mann, so lang und eben so schwarz verumumt, wie der, welcher Daniel hieher geführt hatte. Der sah Daniel finster an, als er sie einließ durch das Thor. Durch einen langen Gang, wo viele Kerzen brannten, kamen die Welden in einen großen, schönen Saal, der ebenfalls durch viele Lichter erleuchtet wurde. Da saßen in langen Reihen schöngeputzte Damen und reichgekleidete Herren standen vor ihnen und es sah aus, als ob die Herren mit den Damen sprechen oder sie zum Tanze aufziehen wollten. Die Damen aber, wie die Herren, waren nicht gepuzt und gekleidet so, wie sich die Leute zu Daniels Zeit zu puzen und zu kleiden pflegten, sondern ihre Tracht und ihr Putz war wie vor mehr als hundert Jahren. Auch sahen die Herren und Damen alle so bleich aus, als hätten sie schon lange, lange im Grabe gelegen. Als Daniel das bemerkte, fürchtete er sich noch mehr und wollte zur Thüre hinausschleichen. Da aber erfaßte ihn der große Mann, der ihn hieher gebracht hatte, drohte ihm mit dem Finger, und gebot ihm indem er allerhand Gebehrden und Zeichen machte, seine Violine zur Hand zu nehmen und einen lustigen Tanz darauf zu spielen. Daniel gehorchte und

nun sah er zu seiner nicht geringen Verwunderung, wie die Herren die Damen zum Tanze aufzogen. Dann tanzten die Paare durch den langen hell erleuchteten Saal und hörten nicht eher auf, bis Daniel sein Stück schloß. Darauf gab ihm sein Führer einen Wink ein neues anzufangen und so ging es fort mehrere Stunden hinter einander. Da zeigte sich am Himmel ein lichter Schein; Der Tag begann zu dämmern. Kaum bemerkte das Daniels Führer, da faßte er Daniel unter dem Arme und führte ihn zum Saale hinaus durch den Gang. Hier brannte in einem Kamine ein helles Feuer; dahin fuhr der Fremde mit einer Schaufel und brachte eine Anzahl glühender Kohlen heraus. Die schüttete er Daniel in den Hut, welches ihm der arme Bergmann nicht wehren mochte, denn er hatte gar zu viel Furcht vor dem fremden Manne. Dieser führte ihn dann weiter in den Schloßhof zur Pforte hinaus, durch den Busch zurück bis an die Felsentreppe. Hier sah sich Daniel um: das glänzende Schloß war verschwunden: auch der Fremde war nicht mehr zu sehen, als er nun die Treppe hinabsteigen wollte. Schon glaubte Daniel, er hätte geträumt, da sah er aber die glühenden Kohlen in seinem Hute. Unwillig, daß man ihm einen solchen Possen gespielt hatte, schüttete er dieselben weg, und eilte nun, so schnell er konnte, nach Hause.

Am andern Morgen war es sein erstes Geschäft, nach seinem Hute zu sehen. Wie erstaunte er, als er fand, daß derselbe nirgends verbrannt war, wohl aber befanden sich in einem Winkel desselben zwei große Goldstücke. Daniel sah wohl ein, daß aus den glühenden Kohlen Goldstücke geworden waren, und darum eilte er sogleich zurück nach der Felsentreppe, wo er die übrigen Kohlen weggeschüttet hatte. Allein nirgends konnte er die Felsentreppe wieder erblicken. Er mußte daher mühsam den Felsen von Absatz zu Absatz hinanklettern, und als dieß geschehen war, erblickte er einen Haufen gewöhnlicher Kohlen. Eifrig wühlte er unter denselben herum aber nirgends war ein Goldstück zu erblicken. Verdrießlich kehrte Daniel nach Hause zurück und erzählte nun seiner Frau und seinen Kindern, was er in der vorigen Nacht erlebt hatte. Diese freuten sich sehr über die schönen Goldstücke, mit denen sie sich viele nützliche Dinge anschaffen konnten. Daniel aber bereute es sein ganzes Leben hindurch, daß er die kostbaren Kohlen weggeschüttet hatte. Denn nie fand er wieder eine solche Gelegenheit, ein reicher Mann zu werden, wie er in der Nacht hatte, als er den gespenstischen Herren und Damen zum Tanze hatte spielen müssen.

Der unglückliche König.

Vor langer, langer Zeit — es ist schon mehr als 2000 Jahre her — lebte ein großer, mächtiger König. Viele Jahre hindurch hatte er sein Reich regiert und großen Ruhm sich erworben, denn er war ein weiser und gerechter Mann. Da er aber älter ward, ward er auch schwächer und und er fühlte dieß auch, und darum beschloß er, nicht länger zu regieren und König zu sein. Weil er nun keinen Sohn hatte, der an seiner Stelle hätte König werden können, so wollte er sein Reich unter seine Töchter theilen; deren hatte er drei. Die älteste hieß Goneril, die zweite Regan und die jüngste Cordelia. Die beiden ersten waren schon verheirathet an mächtige und vornehme Männer im Lande, um die jüngste aber freiten zwei ausländische Fürsten. Diesen Töchtern gedachte der König sein Reich und seine Macht zu überlassen und darum rief er sie jetzt zusammen. Vorher wollte er jedoch noch von ihnen hören, wie sehr sie ihn liebten, und darum fragte er jetzt Goneril, die älteste: „Wie sehr liebst Du mich, meine Tochter?“ Goneril verstand es gar wohl, ihrem alten Vater zu schmeicheln und antwortete darum schnell: „Weit mehr lieb ich Dich mein Vater, als man

mit Worten aussprechen kann, mehr als meine Augen, mehr als mein Leben lieb ich Dich und mit keinem Maaße kann man meine Liebe messen.“ Der alte König freute sich gar sehr als er hörte wie sehr ihn seine älteste Tochter lieb habe, denn er glaubte gewiß, daß sie es auch so meine, wie sie sprach. Darum gab er ihr und ihrem Gemahl einen schönen Theil seines Königreiches. Dann fragte er Regan, seine zweite Tochter, wie sehr sie ihn liebe. Auch die verstand gar wohl, dem alten Vater zu schmeicheln, und sprach: „Ich liebe Dich mehr, als alles Andere in der Welt; ich bin nur glücklich, weil ich Dich lieb habe, mein Vater!“ Darüber freute sich der Alte abermals von ganzem Herzen und schenkte ihr einen andern Theil seines Reiches, so schön, als der, den er der Schwester Goneril gegeben hatte. Zuletzt fragte er nun Cordelia, die jüngste, die sein Liebling war: „Nun, Cordelia, wie liebst Du mich?“ Als bald antwortete die edle Prinzessin: „Wie ich soll, mein Vater, wie ein Kind soll, nicht mehr und nicht weniger.“

Darüber erzürnte sich der alte König, denn er glaubte Cordelia liebte ihn weniger, als die andern Schwestern, da sie doch stets sein Liebling gewesen. Der schwache Mann wußte nicht, daß Goneril und Regan nur so gesprochen hatten, um recht viel Land und Macht von dem Vater zu erhalten, er glaubte nicht, daß sie es falsch mit ihm meinten

und Kordelia nur die Wahrheit spreche. Immer heftiger ward sein Zorn; er schalt und schmähte die arme Kordelia und zuletzt gab er noch den beiden ältern Schwestern den Theil von seinem Reiche, den er Kordelia hatte geben wollen, daß sie ihn theilen möchten unter sich. Einer der fremden Fürsten, die Kordelia zur Gemahlin begehrt hatten, wollte nun nichts mehr von ihr wissen, weil sie arm und von ihrem Vater verachtet war; der andere aber gewann sie um desto lieber und führte sie hinweg mit sich als seine Gemahlin in sein ferns Reich.

Goneril und Regan theilten nun das Reich unter sich. Sie herrschten gar streng und gewaltig, und waren von ihren Unterthanen gar sehr gefürchtet, aber von Niemand geliebt. Der alte König wohnte zuerst im Schlosse der Ältesten; die aber vergaß gar bald, welche Worte sie einst zu dem Vater gesprochen hatte, von ihrer großen Liebe zu ihm; sie begegnete ihm bald nicht mehr mit der Achtung, die ein Kind dem Vater schuldig ist. Seine treuen Diener wurden von den Günstlingen der Tochter übel behandelt. Darüber grämte sich der alte König gar bitterlich. Anfangs verwies er der undankbaren Tochter mit sanften Worten, daß sie sich so lieblos gegen ihn betrage. Goneril aber antwortete trotzig und kränkte den guten alten Vater durch allerhand unkindliche Reden. Dieß er-

zürnte endlich den König so, daß er alsbald beschloß, nicht länger bei der lieblosen Tochter zu bleiben. Er verließ daher mit allen seinen Dienern ihr Schloß und einen derselben sendete er voraus zu Regan, seiner zweiten Tochter. Der ließ er sagen, er komme sie zu besuchen. Vorher aber hatte schon Goneril einen Boten zur Schwester Regan gesendet und dieser sagen lassen, sie möge den Vater nur nicht allzu freundlich empfangen, denn er sei ein alter Thor, und bereue, daß er ihnen sein Reich und seine Macht geschenkt habe.

Regan war nun kein Haar besser als Schwester Goneril und daher bereit, deren Rathe zu folgen. Als daher der König ankam auf ihrem Schlosse, empfing sie ihn so schändde und unfreundlich, daß er gleich wieder umkehren und zur ältesten Tochter wieder gehen wollte. Die aber war auch hieher gekommen und Beide sagten ihm nun so harte Worte, daß er vor Erstaunen erst und dann vor Zorn außer sich gerieth.

Während dem war die Nacht hereingebrochen, der Himmel hatte sich verfinstert, der Sturm fauste und in Strömen goß der Regen herab. Der König aber achtete nicht darauf. Er floh aus dem Schlosse, wo die bösen Töchter hausten, und eilte in den nahen Wald, als wolle er dort seinen Gram und seinen Kummer verbergen. Wenige treue Diener begleiteten ihn. Der Sturm durchschüttelte

sein alterndes Gebein, der Regen näßte ihm das ehwürdige graue Haar; er achtete es nicht. Der Zorn, der Kummer und der Gram hatten ihm die Sinne verwirrt; er war wahnsinnig geworden. Auch die ältesten und treuesten seiner Diener kannte er nicht mehr.

Bald wurde es im ganzen Lande bekannt, wie hart die beiden Prinzessinnen dem alten Könige begegnet waren. Da gab es viele Männer, die den König hoch geehrt und geliebt hatten. Die Beschloßsen, ihm zu helfen und wieder in seine vorige Macht einzusetzen. Auch in dem fernen Lande, dessen König Kordelias Ehegemahl geworden war, hörte man von den bösen Töchtern und dem Unglücke des alten Königs. Die edle Kordelia weinte, als sie Alles erfuhr, dann aber eilte sie, dem armen Vater zu helfen. Sie ließ ein Heer sammeln und zog dann nach der Heimath, den bösen Schwestern ihre Macht zu nehmen und sie dem Vater wieder zu geben. Wie traurig war das Wiedersehen zwischen Beiden. Anfangs kannte der König seine jüngste Tochter nicht, dann aber weinte er vor Scham und Neue. Denn Kordelia war es ja, die er verstoßen hatte; ihr hatte er nichts geschenkt, Alles den bösen Schwestern gegeben; von ihr war er in Zorn geschieden, nur weil sie ihm nicht geschmeichelt, weil sie die Wahrheit gesprochen hatte. Goneril aber und Regan ließen auch ein

großes Heer sammeln. Edmund, ein vornehmer Graf, war der Anführer dieses Heeres. Er war der schönste junge Mann im ganzen Königreiche; Goneril und Regan hatten ihn beide lieb gewonnen und trachteten darnach, ihn zu ihrem Gemahle, wohl gar zum Könige zu machen. Darüber warfen aber auch die beiden Schwestern einen heftigen Groll auf einander.

Bald nachher kam es zur Schlacht zwischen den Kriegern Kordelias und ihrer Schwestern. Kordelia ward sammt dem alten König gefangen genommen und auf Befehl Edmunds in ein Gefängniß gebracht. Dort gab der Bösewicht einem Hauptmann Befehl, Beide hinzurichten, und er war grausam genug, die edle Kordelia zu tödten. Darüber gerieth der König in solchen Zorn, daß er den Mörder auf der Stelle erschlug. Dann trug der arme Vater die todte Tochter hinaus aus dem Gefängnisse und kam in den Saal, wo die Vornehmsten des Reichs sich versammelt hatten. Da war unterdeß gar Wichtiges vorgefallen. Regan war todt zu Boden gefallen, denn die Schwester hatte sie vergiftet, weil sie ihr den schönen Edmund nicht gönnte. Goneril aber hatte ihrem Gemahl nach dem Leben getrachtet, um Edmunds Gemahlin zu werden. Dieß hatte der Herzog, ihr Gemahl, entdeckt und - um der Strafe zu entgehen, nahm sich die böse Goneril selbst das Leben. Edmund aber war

eben von einem Ritter, der dem Könige treu geblieben, im Zweikampfe getödtet worden. Dem armen alten Könige brach das Herz vor Schmerz und Gram um die edle Tochter. Wehklagend starb er, als er sich über Cordelias Leiche beugte. Entsetzt und betrübt standen die Großen des Reiches umher und alle fühlten, daß keiner von ihnen je so großes Leid ertragen habe, als der unglückliche König.

9.

Das Räthsel.

Wenn du nicht weißt, liebes Kind, was man ein Räthsel nennt, so höre mir aufmerksam zu; ich will es dir erklären. Wenn dir Jemand eine Sache mit andern Worten beschreibt, wenn er dir gewisse Merkmale angiebt von dieser Sache, dabei aber die Sache nicht selbst bei ihrem Namen nennt, so giebt er dir ein Räthsel auf. Du sollst es dann errathen, was er gemeint hat, und glückt dir das, dann hast du das Räthsel aufgelöst. Es erzählt dir z. B. Jemand von einem Thiere, das im Wasser lebt und mit Schuppen bekleidet ist, so wirst du leicht errathen, daß er damit einen Fisch

meint. Das ist ein leichtes Räthsel, denn an den Merkmalen erkennst du leicht den Gegenstand. Ein schweres Räthsel aber bedarf viel Verstand und Erfahrung, um es aufzulösen. Ein solches setzte einst die Bewohner von Griechenland in gar großen Schrecken; damit hatte es eine ganz besondere Verwandniß.

Es waren nämlich einmal die Bewohner von Griechenland so gottlos und lasterhaft, daß sie harte Strafe verdienten, welche denn auch nicht ausblieb. Auf einem Felsen erschien plötzlich ein Wesen, welches ganz wunderbar von Gestalt war; es hatte ein Gesicht, wie ein junges schönes Mädchen, statt der Hände aber Löwenfüße und der untere Theil des Leibes war auch gestaltet, wie bei einem Löwen. Dieses Wesen nannte man die Sphynx. An dem Felsen unten führte eine Straße vorüber, auf welcher viele Reisende hin und wieder zogen. Darum hatte auch die Sphynx sich jenen Felsen zu ihrem Aufenthaltsorte gewählt, denn sie gedachte da recht viele Menschen in ihre Gewalt zu bekommen. Sie zwang nämlich alle Reisende, „zu ihr auf den Felsen zu kommen und ein Räthsel zu hören, welches sie ihnen vorsagte. Erräthten sie nun das Räthsel nicht, dann stürzte sie die Armen von dem hohen steilen Felsen hinab und tödtete sie also auf eine grausame Weise. Das Räthsel aber war folgendes:

„Was ist das für ein Thier? Des Morgens geht es auf vier Beinen, am Mittage auf zwei, am Abende auf dreien.“

Wirft du es errathen liebes Kind, was die hässliche Sphynx damit meinte? Gewiß nicht. Denn du wärest dann klüger und verständiger, als alle die armen Leute, die es errathen sollten und doch nicht erriethen und dann jämmerlich sterben mußten. Denn giebt es wohl ein Thier, welches zu einer Zeit mehr Beine hat, als zur andern? Niemand kannte ein solches und daher starben Alle, die an dem Felsen vorüber kamen und das schwere Räthsel nicht auflösen konnten. Es war aber auch zugleich bestimmt, daß der, welcher so glücklich sein würde, das Räthsel aufzulösen, die Macht bekommen sollte, die fürchterliche Sphynx zu tödten. Du kannst dir daher leicht vorstellen, liebes Kind, daß die Leute, die in der Nähe wohnten oder die böse Straße an dem Felsen vorüber zu wandern hatten, von ganzem Herzen wünschten, es möge recht bald ein kluger und erfahrener Mann kommen, der das Räthsel lösen könne und so der Grausamkeit der Sphynx ein Ende mache. Allein es wollte keiner erscheinen, und viele Menschen wurden daher von der Sphynx zum Felsen herabgestürzt. Wie fürchteten sich da die Leute, wie ängstlich flohen sie die Straße, wo das Ungeheuer hauste. Die Stadt, nach welcher diese Straße führte, fing an zu veröden, und entsetzt

dachten die Leute rings umher an nichts Anderes, als an die schreckliche Sphynx.

Nun gab es aber zu der nämlichen Zeit in Griechenland einen überaus klugen und erfahrenen Mann, Namens Oedipus. Der hörte gar viel von der schrecklichen Sphynx reden und wurde sehr begierig, ihr Räthsel kennen zu lernen. Darum kam er viele Meilen weit herbei und zog fest die Straße an dem Felsen vorüber, denn er hatte gar großes Zutrauen zu seiner eignen Klugheit. Kaum erblickte ihn die Sphynx, da gebot sie ihm auch, zu ihr auf den Felsen zu kommen und ihr Räthsel anzuhören. Oedipus gehorchte und oben auf dem Felsen sprach nun die Sphynx, wie sie so oft schon gesprochen hatte:

„Was ist das für ein Thier? des Morgens geht es auf vier Beinen, am Mittage auf zwei, auf dreien am Abende.“

Oedipus hörte aufmerksam zu, dann dachte er lange und ernsthaft nach, endlich aber sprach er: das Thier ist kein anderes als der Mensch.“ Am Morgen das heißt in der frühesten Zeit seines Lebens, wenn er noch ein kleines Kind ist, das nicht laufen kann, kriecht er oft auf den Händen und Füßen umher. Man kann dann von ihm sagen: Er gehe auf vier Beinen. Ist das Kind älter und stärker geworden, dann kann es auch aufrecht gehen; sein Alter kann man nun recht passend den Mittag

seines Leben nennen; darum geht das Thier, welches die Sphinx meint, am Mittag auf zwei Beinen. Am Abend seines Lebens aber, wenn der Mensch alt und schwach geworden ist, hat er auch oft nicht mehr die Kraft, allein zu gehn. Es wird nöthig, daß er sich auf Etwas stützt, an Etwas aufrecht hält; dies thut er mit dem Stocke und darum sagt dann die Sphinx von ihm, er gehe auf drei Füßen.

Dies Alles erklärte jetzt der kluge Oedipus der häßlichen Sphinx. Die aber erschreckt gar sehr, als sie nun sah, daß ihr Räthsel aufgelöst war. Ihre ganze Macht war nun verloren. Oedipus säumte auch nicht, das Ungeheuer zu bestrafen. Er stürzte es von dem Felsen herunter und that ihm so, wie es vielen unglücklichen Menschen schon gethan hatte. Die Bewohner der Umgegend aber und die, welche die gefahrvolle Straße zu wandern hatten, lobten und priesen den klugen und müthigen Oedipus als ihren Retter und Befreier.

Die treuen Freunde.

In einem Lande, weit von hier, lebte vor vielen Jahren ein König, der war seinen Unterthanen ein gar strenger Herr. Wer etwas über ihn sprach, das ihm nicht gefiel, den ließ er hart bestrafen. Darum haßten ihn auch viele Leute, und schalteten ihn einen Tyrannen. Zu der nämlichen Zeit lebten in der Stadt, wo dieser König wohnte, zwei junge Männer. Sie kannten sich von Jugend auf und hatten einander so von ganzem Herzen lieb, daß einer für den Andern gern das Leben gelassen hätte. Mörus, der eine von ihnen, war feurigen und lebhaften Gemüths; darum haßte er auch den tyrannischen König und beschloß endlich gar, ihn zu ermorden. Er schlich sich daher eines Tages in den königlichen Pallast; aber noch ehe es ihm gelang, in das Schlafgemach des Königs zu kommen, ward er von den Trabanten, die Wache hielten in den königlichen Gemächern, ergriffen. Als bald brachte man ihn vor den König, der gar heftig erzürnt war und auch sogleich Befehl gab, den jungen Mann hinzurichten. Der machte auch gar kein Hehl daraus, daß er den König hätte tödten wollen und bat nur, daß er ihm drei Tage noch schenken möge. Bis dahin wollte er, was er noch auf Erden zu

bestellen hatte, in Ordnung bringen und sein Freund Damon sollte so lange, bis er zurückkäme, im Gefängnisse bleiben. Der König war dieß zufrieden und Damon ward Statt seines Freundes ins Gefängniß gebracht und sollte auch für den getödtet werden, wenn Mbroos binnen 3 Tagen nicht zurückkehrte.

Mbroos reiste nun sogleich ab nach seiner Vaterstadt; die war eine volle Tagereise entfernt von derjenigen, in welcher der König wohnte. Am zweiten Tage besorgte er Alles das, was nöthig war und mit dem Morgen des dritten Tages trat er die Rückreise nach der Königstadt an. Noch vor Sonnenuntergang mußte er dort ankommen, wenn nicht sein Freund für ihn getödtet werden sollte. Darum eilte er, so sehr er konnte, denn der Weg war weit und führte durch Wälder und wüste Gegend; er eilte, weil er den Freund so von ganzen Herzen liebte, den Freund, der sich für ihn der Gefahr Preis gegeben hatte, zu sterben, wie ein Verbrecher.

Indeß hatte es stark geregnet und die Bäche und Flüsse waren hoch gestiegen, daß das Wasser über die Ufer herausströmte. Wohl gab es Brücken, über welchen man hier und da über die Bäche und Flüsse hinüber kommen konnte, aber einer der Flüsse, über welchen Mbroos der Weg führte, war so gewachsen, daß die Brücke von dem Wasser hinweggerissen worden war. Mbroos er-

schrack gar heftig, als er dieß gewahrte, denn wie sollte er nun über das Wasser hinüberkommen? Weit und breit führte keine andere Brücke darüber und nirgends konnte er einen Schiffer erblicken, der ihn hinüber gefahren hätte in seinem Kahne ans andere Ufer. Angstvoll lief er am Ufer auf und nieder, denn die Zeit verging, und kam er nicht vor dem Untergange der Sonne in die Königstadt zurück, so mußte der treue Freund für ihn sterben. Da nun warf er sich hinein in die wilde Fluth und ruderte kräftig mit Händen und Füßen, und glücklich erreichte er, obschon triefend vom Wasser, das andere Ufer.

Eilig schritt er nun weiter fort, und kam am Mittage in einen großen Wald. Da hauseten nicht allein wilde Thiere, sondern auch böse Menschen trieben da ihr Wesen, beraubten und tödteten die friedlichen Wanderer. Als Mbroos dahin, wo der Wald am dichtesten war, gekommen war, sprangen mehrere große und starke Männer aus dem Gebüsch auf ihn zu. Sie verlangten von ihm mit drohender Stimme und Geberde, daß er ihnen gebe, was er bei sich trage. Gern gehorchte er, er gab den Räubern Alles, was er Kostbares und Werthvolles besaß, wenn er damit nur sein Leben erkaufen konnte, denn dieß war nicht mehr sein, es gehörte dem Freunde, den er damit retten mußte. Aber die bösen Räuber waren damit nicht zufrieden,

ſie wollten ihn auch tödten. Der ſtärkſte von ihnen erhob ſeine gewaltige Keule und gedachte mit einem Schläge dem armen Wanderer den Kopf zu zerſchmettern. Da faßte Wbroſ, der wohlgeübt war in Kämpfen aller Art, den aufgehobenen Arm des Böſewichts mit der einen Hand; mit der andern entriß er ihm die fürchterliche Keule, und rechts und links ſielen die Schläge ſo kräftig, daß in wenigen Augenblicken drei der Räuber mit zerſchmetterten Häuption zu Boden ſtürzten. Die übrigen erſchracken vor dem muthigen Manne und flohen; Wbroſ aber eilte nun ungehindert weiter, und nicht eher gönnte er ſich einige Ruhe, als bis er den großen und gefährlichen Wald hinter ſich hatte.

Jetzt führte ihn ſein Weg über eine große Ebene; an deren Ende lag die Königsſtadt. Aber noch viele Meilen war es bis dahin. Die Nachmittagsſonne brannte glühend heiß und kein Baum war zu ſchauen auf dem ganzen Wege, der dem Wanderer Schuß gewährt hätte vor ihren ſengenden Strahlen. Vor Hitze klebte dem Armen die Zunge am Gaumen und der Durſt fing an ihn heftig zu quälen. Ach wie ſehnte er ſich da nach einem Trunke Waſſers, doch nirgends war eine Quelle oder ein Brunn zu erblicken. Ermattet ſchritt er weiter, immer quälender ward ſein Durſt und immer brennender ſielen die Strahlen auf ſein Haupt hernieder. Es fing an, ihm vor den Augen dunkel

zu werden und endlich ſank er nieder, bis zum Tode erſchöpft. Wie arg aber auch die Qualen ſeines Körpers waren, noch viel mehr litt ſeine Seele, denn wenn er hier verſchmachtete, mußte dann nicht ſein Freund für ihn den martervollen Tod am Kreuze ſterben. Da flehte er in der Angſt ſeines Herzens, daß der Himmel ihm Labung ſchicke, damit er den Freund retten könne. Sein Flehen ward erhört, denn als er jetzt das Haupt emporrichtete, hörte er von fern ein Rieſeln und Pläſchern. Lauſchend horchte er und immer deutlicher vernahm er den erfreulichen Ton. Eilig ſprang er auf und eilte dahin, woher das Geräuſch erkönte. Und ſiehe, aus einem Felſen ſtrömte hervor eine Quelle, ſo friſch und hell, daß es eine Luſt war, ſie anzuschauen. Schnell bückte ſich der Wanderer und ſchlürfte das klare reine Waſſer in langen Zügen, daß der Himmel ihm geſendet, als er ſchon nahe daran war, vor Durſt und Ermattung zu verſchmachten. Wie dankte er da dem Himmel, denn fühlte er ſich nicht ganz wie neugeboren und kräftig genug, den letzten Theil ſeiner beſchwerlichen Reiſe zu vollenden?

Raſch, wie der Wind eilte er weiter; ſchon ſah er von weitem die hohen Thürme der Königsſtadt, aber auch der Tag begann ſich zu neigen und weit hin ſielen die Schatten der Bäume, denn die Sonne ſank ihrem Untergange zu. Dicht vor der Stadt lag ein kleines Wäldchen, durch welches

die Straße führte. Als Mbroos dahin kam, sah er zwei Wanderer ihm entgegenziehen. Der eine sprach, als Mbroos an ihnen vorüberging, zum andern: Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen. „Entsetzt hörte dieß Mbroos, denn wem anders, als seinem edlen Freunde, konnte dieß gelten. Auf's Neue beflügelte er seinen Lauf, da trat dicht am Thore der Stadt sein Diener ihm entgegen, der rief alsbald: „Zurück, mein edler Gebieter; den Freund kannst Du nicht mehr retten, eben erleidet er den Tod. Bis zum letzten Augenblicke glaubte er, daß Du zurückkehren würdest.“ „Nun kann ich ihn nicht mehr retten,“ rief Mbroos, „so will ich mit ihm sterben.“ Nicht soll der König glauben, daß ich dem edlen Freunde untreu geworden bin. So sprach er und eilte dahin, wo das Kreuz erhöhhet und das Volk in großer Anzahl rings um dasselbe versammelt war. Schon zogen die Henker den edlen Damon am Kreuze empor, da rief Mbroos: „Hier bin ich, für den er sterben will! Mich — mich erwürget!“

Verwundert horcht das Volk, verwundert noch mehr der König, dem man berichtet, daß Mbroos zurückgekehrt sei. So viel Liebe und Treue hatte der Fürst noch nie erfahren, und wie hart und grausam er auch gewesen, dieß rührte sein Herz. Schnell ließ er die Freunde vor seinen Thron führen und sprach freundliche Worte zu ihnen. Dem Mbroos verzieh er, daß er ihm das Leben hätte

nehmen wollen, ja er hat die beiden Freunde, ihn als den dritten in ihren Bund aufzunehmen. Mit lautem Jubel vernahm das Volk, wie edelmüthig der König gewesen, und fortan herrschte dieser sicherer in der Liebe seiner Unterthanen, als er es bisher durch Härte und Strenge gewesen war. Mbroos aber und Damon wurden laut im ganzen Vaterlande als Muster treuer Freunde gepriesen.

11.

Die drei Schwestern.

Zu der Zeit, wo es noch Ritter gab, lebte in Deutschland ein reicher Graf, der viel Land und Leute, Schlösser und Städte, Dörfer, Wälder und Felder besaß. So reich aber auch der Graf war, so verschwenderisch war er auch. Er gab ein prächtiges Fest, ein glänzendes Gastmahl über das andere, und binnen wenigen Jahren waren seine Reichthümer verschwunden. Er mußte Land und Leute, Schlösser und Städte, Dörfer, Wälder und Felder verkaufen. Von allem diesem blieb ihm nichts übrig, als ein altes verfallenes Schloß mitten in einem großen Walde. Dort wohnte er nun mit

seiner Gemahlin und drei wunderschönen Töchtern. Sie mußten jetzt zusammen recht kümmerlich leben und hatten oft nichts anderes zu essen, als trockene Kartoffeln. Das behagte besonders dem Grafen gar nicht; dazu wußte er oft nicht, was er vor Längeweile machen sollte, denn arbeiten hatte er in seinem Leben nicht gelernt.

Eines Tages, als ihn eben die Längeweile sehr plagte, nahm er seinen Jagdspieß und ging hinaus in den Wald um ein Thier zu erlegen, wovon seine Gemahlin einen wohlschmeckenden Braten bereiten sollte. Bald war er auch so glücklich, mit seinem Jagdspieße einen fetten Rehbock zu tödten, worüber er sich sehr freute. Als er aber nun das todte Thier aufheben wollte, um es auf seinem Rücken in das Schloß zu tragen, hörte er plötzlich ein fürchterliches Brummen. Er wandte sich um und erblickte einen großen schwarzen Bär, der gar grimmig aussah und ihm die scharfen Zähne wies. Darüber erschrak er heftig, aber noch mehr, wie das wilde Thier plötzlich anfing zu reden, wie ein Mensch. „Böser Mann,“ sprach der Bär, „warum tödtest Du meine Untertanen. Alles, was in diesem Walde läuft, ist mein. Dafür muß ich Dich züchtigen.“ Und dabei sperrete das Thier seinen Rachen so grimmig auf, daß der Graf darüber in Todesangst gerieth. Flehentlich bat er den Bär, daß er doch seines Lebens schonen möchte, der Bär wollte zwar

Anfangs nichts davon wissen, endlich ließ er sich aber doch erbitten und sprach: „Nun ich will Dir das Leben schenken, dafür mußt Du mir aber deine älteste Tochter, Uebelheit, zur Gemahlin geben. In sieben Tagen komme ich sie abzuholen und werde Dir dafür sieben Kästchen voll Goldstücke mitbringen.“ Der Graf war Alles gern zufrieden, denn er war nur froh, daß der Bär ihn nicht tödtete und fraß. Dann trabte das Thier brummend in den Wald hinein, der Graf aber kehrte mit seinem getödteten Rehbock in sein altes Schloß zurück. Dort ließ er sich gar nicht merken, was ihm im Walde begegnet war, denn er wollte seiner Gemahlin und seinen Töchtern nicht bange machen. Als nun aber der siebente Tag kam, wo der Bär seine Braut abholen wollte, ging der Graf noch vor Tagesanbruch hinaus in den Wald, um nur nicht daheim zu sein. Denn er fürchtete, daß seine Gemahlin ihm Vorwürfe machen werde, weil er seine schöne Tochter einem so häßlichen Thiere versprochen hatte. Wie nun die Sonne aufging, da wurde es lebendig im Walde; Peitschen knallten, Hörner wurden geblasen und ein langer Zug von Reitern auf schön geschmückten Pferden zog nach dem alten Schlosse hin. Vorauf sprengte ein schöner junger Prinz. Die Gräfin und ihre Töchter wunderten sich gar sehr darüber, noch mehr, als der junge Prinz in ihr Gemach trat und sogleich

zur schönen Adelheid sprach: „Sei begrüßt, Du schöneBärenbraut, komm und folge mir!“ Darauf faßte er sie in seine Arme und trug sie hinaus auf den Schloßhof. Dort stand ein herrlicher Wagen mit sechs schnellen Pferden bespannt. Dahinein mußte sich Adelheid setzen, die Peitschen knallten, der Wagen rollte zum Schloßthore hinaus in den Wald hinein, die Reiter jagten hintendrein und in wenig Minuten war der ganze glänzende Zug in dem Walde verschwunden und dort Alles so still, wie es sonst immer war.

Als der Graf am Abende in das Schloß zurückkam, stellte er sich ganz verwundert, denn die Gräfin erzählte ihm, was sich begeben hatte und weinte, daß der fremde Prinz ihre älteste Tochter mit sich hinweggeführt hatte. Der Graf aber suchte nun umher nach den Kästchen mit den Goldstücken, die ihm der Bär versprochen hatte. Und richtig — in einer Ecke des Zimmers standen sieben Kästchen von dem schönsten glänzenden Holze und mit silbernen Schlössern verziert. Als der Graf sie öffnete, sah — da waren sie wirklich bis an den Rand mit schönen glänzenden Goldstücken angefüllt. Wie freute sich der Graf, denn nun konnte er ja wieder so fröhlich leben, wie früher, nun war er wieder reich. Er kaufte nun wieder Schlösser und Städte und Alles, wie er es früher gehabt, aber er führte auch wieder ein so verschwenderisches Leben. In einem

Jahre war er wieder so arm, wie er es gewesen und mußte mit seiner Gemahlin und seinen zwei Töchtern wieder in das alte verfallene Schloß ziehen.

Der Graf war darüber gar verdrießlich, denn die Zeit wurde ihm auf dem einsamen Schlosse entsetzlich lang und die trockenen Kartoffeln wollten ihm gar nicht schmecken. Darum ergriff er den Bogen, und ging hinaus in den Wald um einen Vogel zu erlegen. Dieß glückte ihm auch bald, denn er sah eine schöne wilde Ente, auf die zielte er, schoss und der Vogel stürzte aus der Luft herunter. Wie er nun aber die Ente aufheben wollte, um sie nach Hause zu tragen, da rauschte es plötz- lich über ihm und siehe ein ungeheurer Adler schoss herab und gerade auf den Grafen zu. Der sprang erschrocken seitwärts, der wilde Vogel aber sprach zu ihm, ganz so mit der Stimme eines Menschen, wie es der Bär gethan hatte: „Wöser Mann, warum tödtest Du meine Untertanen? Alles was in diesem Walde fliegt, ist mein. Dafür muß ich Dich züchtigen.“ Und dabei kam der grimmlige Vogel mit seinem fürchterlichen Schnabel dem Gesichte des armen Grafen so nahe als wollte er ihm die Augen aushacken. Flehentlich bat der Graf den Adler, daß er seiner schonen möchte. Der Adler wollte anfänglich nichts davon wissen, endlich ließ er sich aber doch erweichen und sprach: „Nun — ich will Dir das Leben schenken, dafür mußt Du mir aber deine

zweite Tochter, Emma, zur Gemahlin geben. In sieben Wochen komme ich sie abzuholen und werde Dir dafür sieben Kisten voll Silberstücke mitbringen.“ Der Graf war abermals gern mit Allen zufrieden und nur froh, daß ihm der böse Vogel die Augen nicht aushackte. Dann erhob sich der Adler hoch in die Luft und der Graf kehrte mit der geblödeten Ente in das Schloß zurück. Dort ließ er sich abermals gar nichts merken von dem, was ihm begegnet war, denn er wollte seiner Gemahlin und seinen Töchtern nicht bange machen.

Wie nun aber der Tag herbeikam, wo die siebente Woche zu Ende ging, da ging der Graf abermals vor Tages Anbruch noch in den Wald, denn er fürchtete, daß seine Gemahlin ihm Vorwürfe machen werde, weil er seine zweite Tochter einem so häßlichen Vogel versprochen hatte.

Wie nun die Sonne aufging, da wurde es abermals lebendig im Walde, Beitschen knallten, Hörner wurden geblasen und ein langer Zug von Reitern auf schön geschmückten Pferden zog nach dem alten Schlosse hin. Vorauf sprengte ein schöner junger Prinz. Die Gräfin und ihre Töchter wunderten sich gar sehr darüber und noch mehr, als der junge Prinz in ihr Gemach trat und sogleich zur schönen Emma sprach: „Sei gegrüßt Du schöne Adlerbraut! Komm und folge mir!“ Darauf faßte er sie in seine Arme und trug sie hinaus auf

den Schloßhof! Dort stand ein herrlicher Wagen mit sechs schnellen Pferden bespannt, und Alles geschah, so wie es sich begeben hatte, als der fremde Prinz die schöne Adelsheid hinwegführte. Der Graf fand, als er am Abende in das Schloß zurückkehrte, richtig auch sieben große Kisten in einer Ecke des Zimmers, und alle waren mit schönen glänzenden Silberstücken bis an den Rand gefüllt. Er war nun wieder reich, führte wieder ein fürstliches Leben und in einem Jahre war der ganze Reichthum wieder verschwunden. Zum dritten Male mußte er nun mit seiner Gemahlin und seiner einzigen Tochter, Bertha, auf das alte verfallene Schloß ziehen.

In den Wald zu gehen getraute sich nun der Graf nicht mehr, wenn ihn die Langeweile plagte und die trockenen Kartoffeln nicht schmecken wollten. Darum ging er nach der Gegend, wo er einst einen großen schönen Teich gesehen hatte. Am Ufer im Schilfe erblickte er einen Kahn, in den setzte er sich und fuhr bis mitten auf das Wasser. Erst jetzt bemerkte er, daß ein Netz in dem Kahne lag; darüber freute er sich sehr, denn er gedachte damit einige von den Fischen zu fangen, die zu Tausenden in dem schönen klaren Wasser umherschwammen. Er warf das Netz aus und zog es wieder zurück; wie schwer ward ihm dieß, denn es war über und über mit den schönsten und wohlgeschmecktesten Fischen angefüllt. Aber plötzlich plätscherte es gewaltig

neben dem Rahne und ließ ein ungeheurer Fisch tauchte aus dem Wasser herauf. Erschrocken ließ der Graf das Reg fallen, der wilde Fisch aber sprach ganz so mit der Stimme eines Menschen, wie es der Bär und der Adler gethan hatten: „Böser Mann, warum tödtest Du meine Untertanen? Alles, was in diesem See schwimmt, ist mein. Dafür muß ich Dich züchtigen.“ Und dabei sperrte der grimme Fisch seinen ungeheuren Rachen so entschuldig auf, als wollte er den armen Grafen sammt dem Rahne auf der Stelle verschlingen. Uebrigens hat der Graf das Ungeheuer, daß es doch seines Lebens sparen möchte; Der Fisch wollte zwar Anfangs nichts davon wissen, endlich ließ er sich aber doch erbitten und sprach: „Nun ich will Dir deine Tochter Bertha zur Gemahlin geben. In sieben Monaten komme ich sie abzuholen und werde Dir dafür sieben Säcke voll köstlicher Perlen mitbringen.“ Der Graf war Alles gern zufrieden und nur froh, daß ihn der grimme Fisch nicht verschlang. Dann schwamm der Fisch lustig um den Rahn herum, kroch unter denselben und trug ihn auf seinem breiten Rücken in wenig Augenblicken bis ans Ufer. Als der Graf aus dem Rahne stieg, war das Ungeheuer plötzlich verschwunden. Er nahm daher das Reg mit den Fischen und wanderte in das alte Schloß zurück. Dort ließ er sich

abermals nichts davon merken, was ihm begegnet war, denn er wollte seiner Gemahlin und seiner Tochter nicht bange machen. Als nun aber der Tag kam, wo der siebente Monat zu Ende ging, da verließ der Graf abermals das Schloß um nicht gegenwärtig zu sein, wenn der häßliche Fisch seine jüngste Tochter holte, denn Bertha war sein Liebling; auch wollte er es nicht mit ansehen, wie sehr seine Gemahlin erschrecken würde, wenn sie ihr letztes und einziges Kind so verlerren sollte.

Als nun die Sonne aufging, da geschah Alles ganz so, wie es gesehen war, als Abtheil und Emma von dem Bären- und dem Adlerprinzen hinweggeführt wurden. Der Graf fand seine Gemahlin ganz trostlos darüber, daß sie nun ihr einziges Kind verloren hatte; ihm ging das wohl auch zu Herzen, er aber freute sich doch im Stillen über das Geschenk, welches ihm der reiche Fischprinz mitgebracht hatte; denn in einer Ecke des Zimmers fand er richtig sieben große Säcke; die waren alle mit den köstlichsten Perlen angefüllt. Nun war er so reich, wie er es früher noch nie gewesen. Er kaufte wieder Städte und Schlösser, Dörfer, Wälder und Felder und blieb bis an's Ende seines Lebens ein reicher Mann. Was aber aus den drei Schwestern geworden ist, liebes Kind, will ich dir in der folgenden Geschichte erzählen.

Reinald das Wunderkind.

Die Gemahlin des Grafen, von welchem ich dir in der vorigen Geschichte erzählt habe, liebes Kind, grämte sich gar sehr, daß sie ihre schönen Töchter verloren hatte und gewiß wäre sie vor Kummer gestorben, wenn sie der liebe Gott nicht dadurch erfreut hätte, daß er ihr bald darauf ein Söhnlein schenkte. Den nannte man Reinald und er war so wunderschön, daß die Eltern ihre wahre Freude an ihm hatten; Der Gräfin träumte einst, daß Reinald dazu bestimmt sei, die verlorenen Schwestern aufzufinden, und weil das nur gleichsam durch ein Wunder geschehen konnte, nannte sie ihn das Wunderkind. Schnell und kräftig wuchs der Knabe empor und jetzt hatte er das ein und zwanzigste Jahr erreicht. Er war im Kampfe mit dem Schwerte und der Lanze, im Reiten und allen ritterlichen Leibesübungen wohlverfahren und dabei so schön und muthig, daß es eine Lust war, ihn anzusehen. Die Mutter hatte ihm gar oft erzählt, auf welche Weise sie ihre drei Töchter verloren, denn der Graf hatte es ihr vertraut, und Reinald wünschte nichts sehnlicher, als daß es ihm einst gelingen möchte, die Schwestern zu befreien. Davon suchte ihn freilich die Mutter zurückzuhalten,

denn sie fürchtete, daß es ihm nicht besser ergehen möchte. Reinald aber kannte keine Furcht. Nach der Weise der damaligen Zeit zog er aus, sich in der Welt umzusehen, insgeheim aber hatte er beschlossen, die Schwestern aufzusuchen. Darum nahm er den Weg sogleich nach dem großen Walde, in welchem das alte verfallene Schloß stand.

Glücklich erreichte er den Wald. Der wurde aber bald so dicht, daß er zu Pferde nicht mehr durchkommen konnte. Er band daher sein Ross an einen Baum, und bahnte sich nun mit seinem Schwerte einen Weg durch das Gestrüpp, welches ihn von allen Seiten umgab. Zwei oder drei Stunden war er nun so mühselig fortgewandert, da kam er auf einen freien Platz. An einer Stelle desselben erblickte er eine Felsenhöhle und vor derselben saß eine junge schöne Dame im Grase und hatte einen kleinen Bären auf ihrem Schooße, den sie zärtlich liebte. Zwei andere junge Bären, die schon größer waren, spielten mit einander im Grase herum, machten Purzelbäume und trieben allerhand Kurzweil. Reinald erinnerte sich sogleich, daß seine älteste Schwester von einem Bärenprinzen entführt worden war, und dachte daher, die junge schöne Dame könne Niemand anders sein, als seine älteste Schwester Abelheid. Darum näherte er sich ihr auch alsbald und sprach zu ihr: „Fürchte dich nicht, geliebte Schwester, ich bin Reinald, dein Bruder, den man

das Wunderkind nennt, und komme dich von dem bösen Zauber zu erlösen.“ Die junge Dame erschrak gar heftig, als sie den jungen schönen Ritter gewahrte, nicht weil sie sich vor ihm fürchtete, sondern weil ihr bange war, daß er in dem bezau-bernten Walde ums Leben kommen möchte, denn sie hatte den Bruder, obschon sie ihn in ihrem Leben zum ersten Male sah, alsbald lieb gewonnen. „Ach, lieber Bruder,“ sprach sie daher, „eile hinweg aus diesem Walde, so schnell du kannst, denn wenn mein Gemahl, der Bär, dich findet, zerreißt er dich.“ Reinald aber wollte nichts davon wissen, und ver-langte, daß ihn die Schwester in ihrer Höhle ver-stecken sollte, bis die Zeit der Verwandlung gekom-men wäre. Denn sechs Tage in der Woche war der Gemahl der schönen Adelsheid in einen häßlichen Bären verwandelt, seine Diener und Unterthanen aber in allerhand wilde Thiere, Füchse, Marder, Igel, Hirsche, Neze und dergleichen. Am siebenten aber bekam er seine natürliche Gestalt, und seine Diener und Unterthanen ebenfalls. Weil nun die Zeit der Verwandlung nahe war, ließ sich Adelsheid von ihrem Bruder überreden und nahm ihn mit sich in die Höhle. Dort stand ein kostbares Bett, wo die schöne Adelsheid zu ruhen pflegte, sonst aber sah es ganz darin aus, wie in einer Bärenhöhle. Reinald mußte nun unter dieses Bett kriechen, um sich vor dem grimmigen Bären zu verbergen, und kaum

hatte er es sich dort so bequem gemacht, als es nur anging, da brummte es vor der Höhle und ein großer zottiger Bär trabte herein. „Ich willtre Menschenfleisch“ brummte das Ungeheuer, und schnüffelte um das Bett herum. Die schöne Adelsheid gerieth darüber in große Angst. Sie liebkosete das häßliche Thier, um es auf andere Gedanken zu bringen, aber der Bär wollte nichts davon wissen und suchte seinen Kopf unter das Bett zu zwingen. Da faßte sich Adelsheid ein Herz und gab ihm mit ihrem Fuße einen so derben Tritt in die Seite, daß er brummend nach seinem Lager kroch. Dort leckte er sich nun die gewaltigen Lagen und schlief bald darauf fest ein. Kaum bemerkte das die schöne Adelsheid, so reichte sie ihrem Bruder ein Glas stärkenden Wein und sagte ihm, daß die Gefahr nun vorüber wäre. Reinald schlief darauf ebenfalls fest ein. Als er erwachte, erstaunte er nicht wenig. Denn er lag in einem köstlichen Bette und das Zimmer war auf's glänzenste geschmückt. Als bald traten auch mehrere Diener herein, die ihn fragten, was er zu befehlen habe. Sie kleideten ihn dann an und führten ihn durch eine Reihe von prachtvollen Zimmern in einen herrlichen Saal. Dort sah er seine Schwester Adelsheid und neben ihr einen schönen jungen Mann, der Niemand anders sein konnte, als ihr Gemahl. Freundlich streckte ihm dieser die Hand entgegen und hieß ihn willkommen auf seinem

Schlöße. Auch die jungen Bären hatten sich in drei schöne Knaben verwandelt und lächelten den Onkel gar freundlich an. Der Tag verging schnell unter allerhand Lustbarkeiten und der Abend war da ehe man sich's versah. Da zog Albrecht der Bär, Abelheids Gemahl, Reinald bei Seite und sprach zu ihm: „Lieber Bruder, die Verwandlung naht, wo ich wieder zum Bären werde. Warte nicht bis dieses geschehen ist, denn ich würde Dich sonst zerreißen müssen. Vorher will ich Dir doch noch etwas zum Andenken schenken.“ Mit diesen Worten nahm er aus seiner Brieftasche drei große Bärenhaare und reichte sie Reinald. „Diese Haare,“ sprach er, „reibe zwischen den Händen und warte, was dann weiter geschieht.“ Darauf nahmen Alle Abschied von dem wackern Reinald; der setzte sich nun in einen herrlichen mit raschen Pferden bespannten Wagen und fuhr nun in einer langen Allee in den Wald hinein. Plötzlich fiel er unsanft zur Erde; als er sich aufrichtete, war der Wagen sammt den Pferden verschwunden, auch keine Allee war mehr zu sehen, sondern rings um nur der dichte undurchdringliche Wald. Daran merkte Reinald, daß die Stunde der Verwandlung gekommen sei, wo sein Schwager Albrecht und seine Bringen wieder zu Bären, seine Diener und Unterthanen aber in allerhand vierfüßige wilde Thiere verwandelt worden waren.

Nun drang aber der junge muthige Ritter

weiter in den Wald, weil er hoffte, daß er seine zweite Schwester, Emma, finden werde. Am Abende des folgenden Tages hörte er plötzlich über sich ein Geschrei und sah, wie ein mächtiger Adler von seinem Neste flog, das er sich auf dem Gipfel einer hohen Eiche gebaut hatte. „Das ist gewiß Schwester Emmas Gemahl,“ dachte Reinald bei sich und fing laut an den Namen Emma zu rufen. Als bald antwortete ihm auch eine sanfte Stimme aus dem Gipfel der Eiche und nun kletterte der junge Ritter auch sogleich den mächtigen Baum hinan. Dort war ein großes herrliches Zelt von grüner Seide erbaut und darin saß eine junge schöne Dame, die zwei große Adlereier auf dem Schooße hatte. Sie erschrak gar sehr, als sie den fremden jungen Ritter erblickte und noch mehr, da sie hörte das er ihr Bruder sei, denn sie fürchtete, daß Edgar, ihr Gemahl, der jetzt in einen Adler verwandelt war, ihn finden und ihm die Augen aushacken würde. Darum bat sie den Bruder, daß er wieder hinabsteigen und sich in einem hohlen Baume, der in der Nähe war, verbergen solle. Reinald gehorchte und blieb sechs Tage lang in dem hohlen Baume, wohin ein Rabe Speise und Trank brachte.

Als er am Morgen des siebenten Tages erwachte, erblickte er sich wiederum in einem herrlichen Zimmer und Alles war so bei Edgar dem Nar, wie es bei Albrecht dem Bären gewesen.

Nur dauerte die Zeit der Verwandlung länger. Sechs Wochen lang nämlich war Graf Edgar in einen wilden Adler, seine Diener und Unterthanen aber in allerhand wilde Vögel verwandelt, in der siebenten Woche aber nahm er und alle die Seinen wieder seine natürliche Gestalt an. Diese siebente Woche war nun gekommen und die Tage waren nun lauter Jubel und Fröhlichkeit. Am Abend des siebenten Tages aber sprach Edgar, der Nar, zu seinem Schwager ganz so wie es Albrecht der Bär gethan hatte; dann reichte er ihm aus seiner Brieftasche drei große Adlersfedern und sagte: „Diese Federn reibe, wenn Du in Noth bist, zwischen den Händen und warte, was dann weiter geschehen wird.“ Darauf nahm Reinald herzlichen Abschied von der lieben Schwester Emma, ihrem Gemahl und seinen Prinzen und fuhr wiederum in einer herrlichen Allee in den Wald hinein. Als der Morgen anfang zu grauen war Alles wieder verschwunden und nur der große undurchdringliche Wald ringsumher noch zu schauen.

Übermals wanderte Reinald muthig fort und wollte noch mehr Wunderbares sehen um nicht umsonst das Wunderkind zu heißen. Nun gedachte er seine jüngste Schwester, Bertha, aufzusuchen. Daher freute er sich gar sehr, als er einige Tage darauf an einen schönen großen See kam. Am Ufer desselben entkleidete er sich, bis auf die seidnen Unterklei-

der, nahm von seinen Waffen nur das blanke Schwert mit sich und sprang in's Wasser. Da er vortrefflich schwimmen konnte, ruderte er lustig auf demselben umher. Plötzlich sah er, wie mitten in der See Rauch emporstieg. Dorthin schwamm er nun und bemerkte ganz deutlich eine Esse, aus welcher der Rauch emporstieg. „Hier muß Schwester Bertha wohnen,“ dachte er, und stieg auch alsbald in die Esse hinab. Die führte in einen Kamin und durch denselben kam Reinald in ein Zimmer, das auf's herrlichste geschmückt war; die Wände waren von dem reinsten Krystall und durch diese hindurch konnte man wiederum in viele andere Zimmer schauen, die eben so schön geschmückt waren. In dem Zimmer aber saß eine junge schöne Dame und putzte sich eben. Sie erschrak gar heftig, als sie den jungen fremden Mann erblickte. Doch Reinald sprach zu ihr: „Fürchte dich nicht, liebe Bertha; ich bin Reinald, dein Bruder, das Wunderkind genannt, und komme dich zu besuchen.“ Die schöne Bertha aber gerieth darum noch mehr in Angst, denn sie fürchtete, daß ihr Gemahl der Delphin in ihn finden und verschlingen würde. Deshalb bat sie ihn, daß er sich in der Holzkammer verbergen möchte. Reinald mußte sich darin fügen, denn von der Ferne rauschte es im Wasser, zum Zeichen daß der Delphin nach Hause zurückkehrte. Das Ungeheuer schwamm nun heran und glogte mit seinen grim-

migen Augen durch die krystallinen Wände die schöne Bertha freundlich an. Dann aber schwamm er hin, wo die Holzkammer war, und brummte: „Ich wittre Menschenfleisch;“ dabei peitschte er mit seinem mächtigen Schweife das Wasser so heftig, daß es trübe wurde und er nicht mehr durch die krystallinen Wände hindurch schauen konnte in die Wohnung seiner Gemahlin. Dadurch wurde es ihm aber auch unmöglich den versteckten Reinald zu entdecken und bald darauf schwamm er wieder hinauf auf die Oberfläche des Wassers. Die schöne Bertha elkte nun zu ihrem Bruder und erquickte ihn mit einem Glase stärkenden Weins. Darauf fiel Reinald alsbald in einen tiefen Schlaf; als er erwachte, befand er sich abermals in einem herrlichen Zimmer und Alles war so bei Schwager Ufo dem Delyphin, wie es bei den beiden andern Schwägern, bei Albrecht dem Bären und bei Edgar dem Nar gewesen war. Bei diesem aber dauerte die Verwandlung am längsten. Sechs Monate lang nämlich war Graf Ufo in einen menschenfressenden Delyphin, seine Diener und Untertanen aber in allerhand große und kleine Fische verwandelt; im siebenten Monate aber nahmen er und alle die Seinen ihre natürliche Gestalt an. Dieser siebente Monat war nun gekommen und Alles lebte herrlich und in Freuden, bis der letzte Tag des siebenten Monats wieder zu Ende ging. Am Abende dieses

Tages sprach Ufo der Delyphin ganz so zu seinem Schwager, wie es Albert der Bär und Edgard der Nar gethan hatten; dann reichete er ihm aus seiner Briestafche drei Fischschuppen und sagte: „Diese Schuppen reibe, wenn Du in Noth bist, zwischen den Händen, und warte dann ruhig, was weiter geschehen wird. Vor allem aber suche, daß Du den Schlüssel findest zu dem bezauberten Schlosse, denn dadurch allein kannst Du mich und meine Brüder und deine Schwestern von der hässlichen Verzauberung befreien.“ Hierauf nahm Reinald von seiner Schwester Bertha und ihrem Gemahl Abschied und ruderte in einer prächtigen Gondel an's Ufer. Denn das Schloß seines Schwagers lag auf einer schönen grünen Insel mitten in dem See. Als er am Ufer ankam, graute eben der Tag, und wie er sich dort umsah nach dem schönen Schlosse, in welchem Schwester Bertha wohnte, war Alles verschwunden und nur der weite wüste Wald lag vor ihm.

Reinald war nur noch begieriger geworden, noch mehr Wunderbares zu erleben. Vor Allem war er jetzt darauf bedacht, das bezauberte Schloß zu erreichen und den Schlüssel dazu zu finden. Darum schritt er immer muthig in dem großen Walde weiter und nach dreien Tagen kam er endlich glücklich aus demselben heraus. Von weitem schon erblickte er ein großes schönes Schloß in einem herr-

lichen, fruchtbaren Thale. Das mußte das bezauberte Schloß sein. Als er näher kam gewahrte er einen ungeheuren Däsen, der vor dem eisernen Thore des Schloßes auf und abschritt und den Eingang bewachte. Das wilde Thier hatte aber auch den jungen Ritter bemerkt und kam nun auf ihn zugerannt, ihn auf seine fürchterlichen Hörner zu spießen. Reinald hielt ihn muthig seine Lanze entgegen, die aber zersplitterte an der Stirne des wüthenden Stieres, denn die war von Eisen und konnte von keiner Waffe verwundet werden. Es half daher Reinald auch nichts, daß er sein Schwert zog und einen mächtigen Streich auf den Nacken des Ungeheurs führte, denn auch der war von Erz. Der arme Jüngling konnte sich nur nicht mehr vertheidigen; der Stier faßte ihn mit den Hörnern und schleuderte ihn hoch in die Luft, um ihn dann, wenn er herabgefallen sein würde, mit den Füßen zu zertrütern, Reinald aber fiel zum Glück in die Nester eines hohen Baumes und blieb dort liegen. Der Stier aber rannte nun mit seiner eisernen Stirn gegen den Baum, um ihn umzustürzen. Schon gaben die Wurzeln nach und der Baum begann sich zu neigen, da besann sich Reinald auf die Geschenke, welche ihm seine Schwäger gemacht hatten. Zuerst ergriff er die Varenhaare und rieb sie zwischen den Händen. Darauf kam aus dem Walde ein ungeheurer Bär, der sogleich mit dem wüthen-

den Stier einen fürchterlichen Kampf begann. Zuletzt zerriß der Bär den Stier und aus dem Bauche desselben flog eine Ente mit großem Geschrei. Reinald aber glaubte, daß dieser Vogel den Schlüssel zum bezauberten Schloße mit sich hinwegtrage und rief daher schnell die Adlersfedern zwischen den Händen; alsbald erschien ein mächtiger Adler, der tödtete die Ente in der Luft und dabei ließ diese ein Ei in den See fallen, in dem gewiß der Schlüssel lag. Reinald vermutete dies und rief daher schnell die Fischschuppen zwischen den Fingern. Darauf kam ein großer Fisch herbei, der verschlang das Ei und spie es dann an das Ufer. Wie hastig eilte nun Reinald herbei; er zerbrach das Ei und richtig — darin lag ein kleiner goldner Schlüssel. Der sah zwar gar nicht aus, als ob er zu dem Schloße an dem großen eisernen Thor passe, aber kaum hatte es Reinald damit berührt, da sprang es von selber auf. Und drinnen im Schloße wurde es auch sogleich lebendig und heraus kam ein großer Zug von Leuten. Voraus eine wunderschöne junge Dame. Das war Niemand anders, als die Prinzessin Hildegard, die Schwester von Albrecht dem Bär, Edgar dem Mar und Ufo dem Delphin. Auch sie war dem bösen Zauber unterlegen und in dem verzauberten Schloße mit ihren Dienern und Dienerinnen gefangen gehalten worden. Aber nun hatte der ganze Zauber ein

Ende. Wie jubelten die Leute als sie nun plötzlich wieder frei waren. Gleich darauf sah man an drei verschiedenen Stellen des Waldes Hügel von schön geschmückten Rittern und Damen hervorkommen. Albrecht der Bär mit Adelheid, seiner Gemahlin und seinen Prinzen, Edgar der Mar mit Emma und Ufo der Delphin mit der schönen Bertha kamen herbei. Wie dankten sie dem muthigen Reinald, denn die häßliche Verzauberung hatte nun ein Ende. Alle aber zogen nach dem Schlosse, wo der alte Graf und seine Gemahlin wohnte. Die hatten schon gar großen Kummer um Reinald gehabt; ihre Freude aber war jetzt desto größer, da sie nun zugleich die lieben Töchter wieder hatten.

Albrecht der Bär, Edgar der Mar und Ufo der Delphin wurden später gar mächtige Fürsten, die schöne Hildegard aber die Braut des glücklichen Reinald. Noch viele Jahre lebten der alte Graf und seine Gemahlin und freuten sich lebenslänglich darüber, daß alle ihre Kinder so glücklich geworden waren.

Wilhelm Tell.

Es sind nun etwa fünfhundert Jahre her, da lebte in der Schweiz ein braver Mann, Namens Wilhelm Tell. Der ließ keinen Armen von seiner Thüre gehen, dem er nicht ein Almosen gereicht hätte und wo er Jemandem einen Gefallen erzeigen konnte, da that er es. Darum war er aber auch bei seinen Landsleuten hoch geachtet. Nun aber regierte ein Landvoigt zu jener Zeit in der Gegend, wo der brave Tell lebte, ein gar strenger und mächtiger Ritter. Der behandelte die Leute gar hart und übermüthig und ließ sie grausam bestrafen, wenn sie nicht auf der Stelle seinen Befehlen gehorchten. Einst hatte er den Einfall, auf dem Markte in der Stadt einen Hut auf einer Stange aufstecken zu lassen. Vor dem sollte Jeder, der vorüberging sein Haupt entblößen, und harte Strafen treffen, welcher diesem Befehle nicht gehorchen würde.

Tell hatte davon gehört und als er eines Tages nach der Stadt kam, erblickte er wirklich die aufgerichtete Stange und obendrauf den Hut. Dieß erzürnte ihn gar sehr, denn er liebte die Freiheit und war ein Feind jeder Unterdrückung und Härte. Deshalb stellte er sich auch, wie er bei der Stange

vorüberging, als ob er sie nicht sähe, oder doch nicht wüßte, was der Landvoigt für einen Befehl erlassen hatte. Der Landvoigt aber hatte einen Trabanten zu der Stange hinstellen lassen, der sollte Nacht geben, wer den Befehl des Landvoigts befolgte und wer nicht. Der Trabant sah nun gar wohl, daß Tell sein Haupt nicht entblößte, wie es der Landvoigt doch geboten hatte, und darum rief er seine Genossen herbei, um sich Tells zu bemächtigen, denn allein getraute er sich nicht an den kühnen Mann, da Tell gewaltige Stärke besaß und überdies sehr beliebt bei dem Volke war. Tell wurde nun sammt seinem Sohne Walter, einem Knaben von zwölf Jahren, vor den Landvoigt gebracht, der ihn mit gar drohenden und rauhen Worten empfing, denn er hatte schon von früheren Zeiten her einen heftigen Groll auf den muthigen Tell geworfen. Eines Tages nämlich befand sich der Landvoigt auf einem hohen steilen Berge. Als er von demselben wieder herabstieg und sich eben auf einem schmalen und gefährlichen Pfade befand, wo zu beiden Seiten ein tiefer, tiefer Abgrund war, da begegnete ihm Tell. Nun mußte aber der Landvoigt recht wohl, daß die Leute ihn haßten, seiner Härte und Grausamkeit wegen, und besonders war ihm auch von dem muthigen Tell berichtet worden, daß er ihn verabscheue. Darum fürchtete er sich jetzt, ihm auf dem schmalen Pfade entgegen zu kommen, denn alle

seine Macht hätte ihm hier nichts helfen können, wenn Tell die Absicht gehabt hätte, ihn in den Abgrund herabzustoßen. Allein Tell lächelte nur, weil er deutlich sah, wie ängstlich die Furcht und das böse Gewissen den mächtigen Landvoigt machten. Er ging vorüber ohne ihm Etwas zu Leide zu thun. Aber eben daß er dabei gelächelt hatte, das konnte ihm der unverstöhnliche Landvoigt nimmermehr verzeihen. Er freute sich daher gar sehr, als er auf diese Weise den muthigen Tell in seine Gewalt bekommen hatte, denn er hatte jetzt die Gewalt ihn tödten zu lassen, weil er sein ausdrückliches Gebot übertreten hatte. Dieß wollte er auch anfangs, aber es gab da viele angesehene Leute, die seinen Zorn zu befänstigen suchten und ihm vorstellten, daß sich der Landvoigt das ganze Volk zum bitteren Feinde machen werde, wenn er einen so angesehenen und beliebten Mann tödten lassen wolle. „Nun Tell,“ ließ sich der Landvoigt endlich vernehmen, „ich will dir dein Leben schenken, aber nur unter einer Bedingung: nimm deinen Sohn da, lege ihm einen Apfel auf den Kopf und schieß ihn auf dreißig Schritt mit deinem Bogen herunter. Schießt du darüber hinweg, so muß du sterben; doch wird es dir nicht fehlen, da du ein so wackerer Schütze bist.“ Erschreckt vernahm Alle den grausamen Befehl, denn wie leicht kann selbst die gelübteste Hand ein solches Ziel verfehlen? Schoß Tell darüber hinweg,

so sollte er sterben, schoss er darunter, nun so traf er ja den lieben Sohn. Lieber wäre Tell selbst gleich auf der Stelle gestorben, als er das gräßliche Wagestück versucht hätte, aber er wußte auch, wie dringend die Seinen, wie dringend das Vaterland seiner bedurfte, er traute auf seine Kunst im Bogenschießen und darum beschloß er, Alles zu wagen. Walter sein Sohn ward ihm nun auf dreißig Schritt gegenübergestellt und ein Apfel ihm auf den Kopf gelegt, Tell ergriff seinen Bogen, spannte ihn, zielte — Walter rief: „Schieß Vater, schieß!“ und in dem nämlichen Augenblicke flog der Apfel in der Mitte von dem scharfen Pfeile gespalten, vom Haupte des Knaben. Die Freunde Tells und das ganze Volk jauchzte, Tell schloß den geretteten Knaben mit doppelter Vaterliebe in seine Arme. Der Landvoigt aber machte ein tückisches Gesicht und ließ Tell abermals zu sich rufen: „Höre Tell,“ sprach er, „ich verspreche dir, daß dir kein Leid an deinem Leben widerfahren soll, wenn du mir sagst, was du mit dem zweiten Pfeile thun wolltest, den du bevorzugst, als du auf den Apfel schosdest.“ „Nun, Herr, da du mir dieß versprichst, will ich dir es wohl sagen,“ antwortete der unerschrockene Tell. „Mit diesem Pfeile hätte ich deine Brust durchbohrt, wenn mein Söhnlein getroffen worden wäre.“ „Dafür bist du zeitlebens mein Gefangener,“ schrie der ergrimnte Landvoigt, „dein Leben

habe ich dir wohl zugesagt, aber nicht die Freiheit. Ergreift ihn, Trabanten, fesselt ihn und bringt ihn auf's Schiff.“ Seinem Befehle ward sogleich Folge geleistet und der unglückliche Tell sah sich alsbald in der Gewalt seines bittersten Feindes, der ihn auf einem befestigten Schlosse lebenslänglich gefangen zu halten gedachte. Dorthin führte der Weg über einen See und darum ließ ihn der Landvoigt auf das Schiff bringen.

Der Landvoigt selbst begab sich darauf auf das Schiff und es ruderte bald lustig in den See hinein. Kaum aber hatte man die Mitte desselben erreicht, da erhob sich ein ungeheurer Sturm, der das schwache Fahrzeug hin und her warf. Niemand war da, der es recht zu leiten verstand, und die Gefahr ward immer größer. Tell war der Einzige, der retten konnte, denn er war der geschickteste Fährmann in der ganzen Gegend. Darum entledigte man ihn jetzt seiner Fesseln, der starke Mann ergriff das Steuerruder mit geübter Hand, das Schiff gehorchte seinem Willen und steuerte lustig dem Lande zu. An einer ins Wasser hineinragenden Felsenspitze ersah jedoch Tell seinen Vortheil; mit einem gewaltigen Sprunge schwang er sich hinüber und schleuderte das Schiff weit in den See zurück. Dann eilte er den Felsen hinauf und war bald den Blicken der Leute auf dem Schiffe verschwunden. Noch lange und gefährlich hatten die zu kämpfen, ehe sie das

Achtung:

Original ist falsch
gebunden

S. 89 - 98

nach S. 110

Land erreichten und der Landvoigt wüthete gar arg, daß Tell entkommen war. Wie er nun in einem engen Hohlwege daher ritt, fauste plöblich ein Pfeil von den Felsen über ihm, und fuhr ihm tief in die Brust. „Das ist Tells Geschoss!“ ächzte er und fiel alsbald sterbend vom Rosse. So war es auch. Tell hatte den Unterdrücker seiner Landsleute getödtet. Im ganzen Lande nun scharten sich die Leute zusammen, die Ritter und Voigte, welche das Volk unterdrückten, zu vertreiben. In Kurzem war das ganze Land befreit. Der muthige Tell hatte mit seiner kühnen That das Zeichen dazu gegeben und noch heute nennen die Nachkommen desselben mit Dank und Freude seinen Namen.

14.

Der Schatzgräber.

Ein reicher Kaufmann in einer deutschen Stadt starb und hinterließ einen Sohn, Namens Franz, der ihm gar unähnlich war. Der Vater war nämlich ganz sparsam gewesen und hatte viele Schätze aufgehäuft, der Sohn aber war ein Verschwender und dachte nur darauf, die väterlichen Schätze zu vergeuden. In wenig Jahren war er damit so weit gekommen, daß er bald nicht mehr

nicht hat entlocken können, das will ich freiwillig Dir jetzt gestehen. Wisse, daß dreihundert römische Jünglinge sich verbunden haben, Dich, den gefährlichsten Feind unseres Vaterlandes, zu tödten. Jeder von ihnen ist standhaft wie ich und Einem von Ihnen wird es am Ende doch gelingen.“ Hatte der König früher gestaunt über die Standhaftigkeit des Jünglings, so erschrak er jetzt gar sehr, als er dessen Rede vernahm. Er ließ ihn alsbald frei und gab sogleich Befehl, das Lager abzubrechen und der Belagerung der Stadt ein Ende zu machen.

Bald darauf schloß der König Vorfenna Frieden mit den Römern; das verdankten diese dem muthigen Jünglinge: man verdankte es ihm, daß die Bewohner Roms von dem schrecklichen Hungertode gerettet worden, oder doch die Stadt nicht an ihren schlimmsten Feind übergeben worden war. Hoch und laut wurde der edle und standhafte Jüngling wegen seiner großen That gepriesen, rühmend nennt ihn heut noch die Geschichte, durch welche wir sie erfahren haben; sein Name ist *Mucius Scaevola*.

Regulus.

Die Römer, welche uns die vorige Erzählung genannt hat, führten gar häufige Kriege mit andern Völkern. Einst waren sie mit den Karthagern in Streit gerathen; die aber wohnten in Afrika, mithin in einem ganz andern Erdtheile. Das aber hinderte die Römer nicht, sie bauten große Schiffe und fuhrn auf denselben über das Meer nach Afrika, um dort gegen die Karthager Krieg zu führen. Ihr Anführer war Regulus, ein edler und tapferer Mann. Die Karthager aber waren auch nicht unerfahren in der Kriegskunst und hatten gar tapfere Leute unter ihren Kriegern. So kam es denn, daß das römische Heer gänzlich geschlagen und der Anführer Regulus gefangen genommen wurde. Die Römer aber machten darum noch keinen Frieden, vielmehr setzten sie den Krieg so eifrig und muthig fort, daß sie den Karthagern gar großen Schaden zufügten. Die wollten daher gern Frieden schließen und glaubten, daß ihnen Regulus dazu behülfflich sein würde, wenn sie ihm die Freiheit unter dieser Bedingung schenken würden. Sie beschloffen daher, ihn mit nach Europa zu senden, damit er seine Landsleute um so eher überreden möchte,

Frieden zu schließen und ihn dadurch zugleich aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Vorher mußte er ihnen jedoch feierlich versprechen, wieder nach Afrika als Gefangener zurückzukehren, wenn ihn dort nicht gelingen sollte. Regulus that dieß und traf mit den Gesandten glücklich in Rom ein.

Dort versammelten sich nun die Aeltesten und Weisesten des Volkes, um über das zu berathen, was die Gesandten der Karthager vorbringen würden. Regulus erschien auch in der Versammlung, und als die Reihe zu sprechen an ihn kam, erklärte er seinen Landsleuten, wie nöthig es sei, daß sie den Krieg gegen die Karthager so nachdrücklich als möglich fortsetzten, weil die Karthager eben jetzt keinen sonderlichen Widerstand mehr leisten könnten. Wie horchten da die Gesandten der Karthager und wie zürnten sie auf Regulus, denn sie hatten nichts anders geglaubt, als daß er auf alle Weise zum Frieden rathen werde, um sich die Freiheit zu verschaffen. Die Aeltesten und Weisesten des römischen Volkes beschloffen daher auf den Rath des erfahrenen Regulus, den Krieg fortzusetzen. Aber nun handelte es sich darum, ob Regulus auch mit den Gesandten der Karthager wieder in seine Gefangenschaft zurückkehren werde oder nicht. Seine Gemahlin mit seinen Kindern erschien und bat ihn flehentlich, bei ihnen in Vaterlande zu bleiben. Denn welches schreckliche

Schicksal wartete seiner bei den Feinden, deren Wuth er aufs Aeußerste gereizt hatte. Die Aeltesten und Weisesten des Volkes selbst riethen ihm, zu bleiben, aber Regulus blieb standhaft. Nicht die Thränen der theuren Gattin, nicht das Jamern der geliebten Kinder, nicht das Zureden der Edelsten seines Volkes konnte ihn abbringen von seinem Entschlusse, wie qualvoll auch der Tod sein mochte, mit dem ihn die Wuth der Feinde seines Vaterlandes bedrohte. „Auch dem Feinde muß man sein Wort halten“ sprach er und kehrte mit den Gesandten der Karthager nach Afrika zurück.

Dort erfuhr man durch diese gar bald, was Regulus gethan, und beschloß, eine schreckliche Rache an ihm zu nehmen. Zuerst stach man ihm beide Augen aus und dann steckte man ihn in ein Faß, welches inwendig lauter spitze eiserne Stacheln hatte. Dieses Faß kollerte man dann einen Berg hinunter und so mußte der unglückliche Regulus unter den fürchterlichsten Schmerzen sterben.

18.

Der Kampf mit dem Drachen.

Unweit einer schönen Stadt in einem fruchtbaren Land lag ein Berg, links daran eine tiefe Schlucht, rechts ein tiefer und großer Sumpf, das war ein gefährlicher Ort für die Leute, die in der

Gegend wohnten, oder in seine Nähe kamen. Denn dort hauste ein Ungeheuer, schrecklich und gewaltig von Gestalt und blutgierig, wie das ärgste Raubthier. Es tödtete nicht nur den Hirten ihre Heerden auch die Menschen fiel es an, zerriß und verzehlang sie. Nun aber gab es in der Stadt ein großes Haus, in welchem viele edle und tapfere Ritter wohnten. Die hatten alle gelobt, für die Christenheit zu kämpfen und waren wegen ihrer Tapferkeit gar hoch berühmt. Auch sie hatten von dem entsetzlichen Drachen gehört, der so viel Unheil und Verwüstung anrichtete in der Umgegend und mehrere von ihnen waren so kühn, daß sie darauf ausgingen, das Ungeheuer zu erlegen. Doch sie verloren dabei ihr Leben. Denn der Drache war so stark als blutgierig; die Schwerdter und Lanzen der Reiter waren nicht stark genug, den Panzer von Schuppen zu durchbohren, der das Ungeheuer auf der Brust und dem Rücken schützte. Sein giftiger Athem betäubte Ros und Reiter, daß sie sinnlos zu Boden stürzten und dem Drachen zur Beute wurden. Darum gab der Großmeister, der den Oberbefehl über jene Ritter führte, den strengen Befehl, daß keiner derselben mehr es wagen sollte, gegen das Ungeheuer zu kämpfen.

Eines Tages aber entstand großes Getöse in der Stadt. Das Volk jauchzte und schrie, daß davon die Straßen wiederhallten, und an dem

Pallaste, in welchem die Ritter wohnten, war ein Gedräng, wie es noch nie seit Erbauung der Stadt gewesen. Und was sah man dort? Ein junger Ritter auf einem herrlichen Pferde ritt daher, mit freudig muthigem Antlitze, ihm zur Rechten und Linken große Hunde, an Gestalt und Muth den Löwen gleich. Ihm folgte ein großer Wagen und darauf lag ein Thier, ein Ungeheuer, so groß und schrecklich, daß man es nur mit Entsetzen anschauen konnte, obgleich es blutig und todt war. Es war der fürchterliche Drache, der junge Ritter aber derjenige, der ihn besiegt hatte. Darüber frohlockte nun das Volk und pries mit lautem Jubel den wackern Jüngling. Der aber zog hin zu dem Pallaste der Ritter, zu denen er gehörte, um dort dem Großmeister Rechenschaft abzulegen von seinem Thun und zu erzählen, wie es ihm habe gelingen können, des Ungeheuers Herr zu werden. Jubelnd drängte sich das Volk ihm nach, um des Ritters Erzählung zu vernehmen. Der Jüngling trat demüthig und bescheiden vor den würdigen Großmeister und begann dann also:

„Wohl weißt du edler Herr, recht wohl, daß du selbst verboten, zu kämpfen gegen den Drachen. Aber mir ließ es keine Ruh, das Ungeheuer zu erlegen, und endlich beschloß ich es zu thun, da erst vor Kurzem die armen Hirten, die sich nach dem Sumpfe verirrt hatten, von dem Ungeheuer ange-

fallen und zerrissen wurden. Ich suchte es zu Gesicht zu bekommen und das gelang mir auch; es konnte sich eben in dem Sumpfe und dehnte und reckte da seinen entsetzlichen Leib. Da merkte ich mir recht genau seine Gestalt und ging dann in die Heimath die theure Mutter und die lieben Schwestern zu besuchen. Dort aber ließ ich mir auch von einem geschickten Künstler ein Bild des Ungeheuers machen, ganz so, wie ich es meinem Gedächtnisse eingepägt hatte. Darauf wählte ich mir zwei Hunde, stark und behend; die gewöhnte ich, auf das Schreckensbild loszugehen und es anzugreifen. Ein herrliches Roß bestieg ich dann und sprengte los gegen das Ungeheuer. Wohl scheute und häunnte sich das Roß, allein allmählig gewöhnte es sich an die Schreckensgestalt und Alles war nun zum Kampfe fertig gegen das wirkliche Ungeheuer. Ich kam hierher und schon am nächsten Tage zog ich aus mit meinen Hunden zum Streite gegen das Ungeheuer.“

„Unweit jenes Berges liegt eine Kapelle; dort flehte ich zu Gott, daß er mir bestehen möge in dem schweren Unternehmen. Dann aber bestieg ich mein Roß, das wieherte und schnaubte vor Ungeduld, und die Doggen bellten um mich her, als hätten sie den Kampf nicht erwarten. Darauf flogen sie, schnell wie der Wind, davon und an dem Heulen, daß ich plötzlich hörte, merkte ich,

daß sie den Drachen gefunden und ihn aufgejagt hatten. Schnell eilte ich dahin und sah, wie die Hunde bald da, bald dort ihn zu packen suchten, und wie das Ungeheuer seinen entsetzlichen Rachen wandte, sie zu fassen und zu zerfleischen. Ich sprengte hinzu auf meinem muthigen Rosse und sogleich ringelt sich der Drache auf gegen mich und athmet Gift und Dampf aus seinem Rachen. Jetzt führe ich einen Stoß auf den Kopf des Ungeheuers, allein, o Unglück! meine Lanze zerbricht, wie ein schwacher Strohhalbm. Schnell zieh' ich nun mein Schwerdt und führe Hieb auf Hieb auf den Hals des Drachen; aber ach! die Schuppen, die ihn decken, scheinen von Eisen. Das Ungeheuer wendet jetzt den Rachen gegen mich, der giftige Athem betäubt mich und mein Ross bäumt sich vor wildem Entsetzen. Da war es fast um mich geschehen. Aber in demselben Augenblicke fliegen auch die wackern Hunde herbei, und packen es am Bauche, wo keine Schuppen es decken, daß es laut aufheulte vor Schmerz und sich wand, um ihren Bissen zu entgehen. Da ermanne ich mich und stoße mit der letzten Kraft mein Schwerdt tief in den Rachen des Ungeheuers hinein, daß sein schwarzes Blut mich wie ein Strom übergoss. Dann sinke ich bewusstlos nieder. Als ich erwachte, lag der Drache getödtet neben mir und um mich standen die beiden treuen Hunde."

Laut jauchzte abermals das Volk, als es abermals diese Erzählung des jungen Ritters hörte, doch der Großmeister winkte und es wurde alsbald tiefe Stille in dem weiten Saale. Dann wandte er sich strenger Miene zu dem jungen Ritter und sprach: wohl hast Du eine tapfere That gethan und verdienst Lob darum. Aber die erste Pflicht hast Du verletzt. Du bist ungehorsam gewesen, hast den Kampf unternommen, den ich doch streng verboten habe. Darum darfst Du keiner unserer Ritter sein, lege ab dies Gewand, daß Dich schmückt und geh von Hinnen. Als das Volk den strengen Ausspruch vernahm, begann es zu murren, denn war nicht der Jüngling der Ritter des Landes, hatte er es nicht befreit durch seine That von dem schrecklichen Ungeheuer? Und sollte er darum bestraft und beschimpft werden. Auch die übrigen Ritter hatten Mitleid mit dem tapferen Genossen und baten flehend für ihn bei dem strengen Großmeister. Der Jüngling selbst aber erkannte, daß er gefehlt habe, mit Demuth küßte er dem strengen Richter die Hand, schweigend legte er sein Ehrenkleid ab und wendete sich, zum Saale hinauszugehen. Da aber erscholl abermals die Stimme des Großmeisters: „Komm zurück, mein Sohn, Du hast bestanden, da ich Dich prüfte, bist treu und gehorsam dem Befehl. Darum sei Dir verziehen, was Du gewagt, und immerdar,

so lang ich' lebe, will ich Dein Vater sein.“ Lauter nun noch tönte der Jubel des Volkes und um die Wette pries es jetzt die Tapferkeit des jungen Ritters und die Weisheit des edlen Großmeisters.

19.

Der Prinzenraub.

In dem Lande Sachsen regierte vor ungefähr vierhundert Jahren ein edler Fürst, Friedrich der Sanftmüthige genannt; der hatte zwei Söhne, der älteste hieß Ernst, der jüngste Albert; beide waren ihrer Eltern Lieblinge, besonders aber der Mutter, einer edlen frommen Frau, Namens Margarethe. Damals aber sah es sehr unruhig aus in den sächsischen Ländern und vorzüglich machten die Ritter dem Fürsten gar viel zu schaffen. Unter diesen Rittern war vorzüglich einer mächtig und angesehen. Sein Name war Kunz von Kaufungen. Er hatte dem Kurfürsten gar wichtige Dienste geleistet und war dafür nicht so reichlich belohnt worden, als er erwartet haben mochte. Darum warf er einen heftigen Groll auf den Kurfürsten und wartete begierig auf eine Gelegenheit, wo er demselben ein recht empfindliches Leid zufügen könne. Wer einmal dazu den bösen Willen hat, dem mangelt es auch selten an Ge-

legenheit. Einst erfuhr nämlich Kunz, daß der Kurfürst verreist sei und seine Gemahlin mit den Prinzen sich allein auf dem Schlosse zu Altenburg befinde. Dieß war ein Umstand, den Kunz alsbald zu benutzen beschloß. Er gedachte nämlich, die Prinzen mit Gewalt hinwegzuführen und sie nicht eher ihren Eltern wiederzugeben, bis er seine volle Belohnung vom Kurfürsten erhalten hatte. Deshalb verband sich der böse Mann mit mehreren andern Rittern und legte sogleich Hand an's Werk. Einer seiner Helfershelfer, Namens Hans Schwalbe, war noch in dem kurfürstlichen Schlosse; der that ihm kund, daß in der nächsten Nacht die Diener der Kurfürstin bei einem Schmause in der Stadt sein würden, das Schloß aber lag etwas entfernt auf einem hohen Berge. Wie nun die Kurfürstin fast ganz allein mit ihren Prinzen in dem Schlosse war, stieg Kunz mit seinen Genossen auf einer Strickleiter herein und holte die beiden Prinzen mit Gewalt aus dem Bette. Als er sie auf den Schloßhof brachte, fing der Tag schon an zu dämmern und die Kurfürstin, die von dem Lärmen erwacht war, sah, daß man ihre geliebten Söhne entführen wollte; auch erkannte sie unter den Räubern recht wohl den bösen Kunz. Angstvoll riß sie das Fenster auf und rief den Ritter. Der sah empor. Wie flehentlich bat nun die fürstliche Mutter den harten Mann, daß

er ihre Söhnlein lassen möchte, sie versprach ihm, daß er Alles erhalten sollte, was er von ihrem Gemahl begehre, und daß man ihn nicht darum bestrafen werde, weil er sich an den Söhnen seines Fürsten vergrißen habe. Das Alles aber rührte den hartherzigen Kunz nicht. Seinen Genossen gab er den ältesten Prinz Ernst, daß diese ihn in sichere Verwahrung bringen sollten; alsbald setzten sie sich auch auf ihre Rosse und ritten davon. Dann hob er selbst den Prinzen Albrecht zu sich auf's Pferd und sprengte mit ihm zum Thore hinaus. Das Jammergeschrei der geängsteten Mutter folgte ihm.

Unterdeß kehrten die Diener aus der Stadt von ihrem Schmause zurück und hörten nun erschreckt, was vorgefallen war. Sogleich wurden reitende Boten nach allen Seiten hin ausgesandt, um den Raub zu verkünden, und in allen Städten und Dörfern, wohin die Kunde kam, wurden die Stürmglocken geläutet. Das machte die Räuber, denen Kunz den Prinzen Ernst gegeben hatte, sehr ängstlich und sie verbargen sich mit ihm in einer Höhle. Kunz selbst aber ritt ohne Last fort und hatte in mehreren Stunden den großen Wald erreicht, der bis an die Grenze des Böhmerlandes sich hingieht. War er erst einmal über diese Grenze, dann war er auch in Sicherheit. Der junge Prinz aber, der kaum sieben Jahre alt sein mochte, war so ermüdet von dem langen und

wußte, wovon er leben sollte. Er gedachte nun einen reichen Onkel aufzusuchen, der in einer entfernten Stadt wohnte. Als er aber dort ankam, war der Onkel gestorben und fremde Leute hatten sich in seine Habe getheilt. Traurig wollte er nach seiner Vaterstadt zurückkehren. Auf dem Wege dahin kam er in einen Gasthof, der war so überfüllt von Fremden, daß für ihn kein Platz mehr da war. Der Wirth sagte ihm, daß er ihm Herberge verschaffen könne, wenn er sich nicht vor Geistern und Gespenstern fürchte. Franz aber war ein muthiger, junger Mann, der gar nicht wußte was Furcht war und frug daher den Wirth, was er damit meine. Der erzählte ihm dann, daß in dem Schlosse auf dem Berge Platz genug sei, allein dort gäbe es Geister und Gespenster. Wolle er jedoch dort Herberge nehmen, so werde er ihm gern Essen, Trinken und Alles, was er bedürfe, dahin schicken. Franz war das gern zufrieden und ging alsbald nach dem Schlosse, wohin ihm der Wirth Alles schickte, was er brauchte. Dort suchte er sich das beste Zimmer aus, aß und trank und warf sich dann auf das Bette, um zu schlafen. Es mochte etwa gegen Mitternacht sein, da erwachte er von einem heftigen Geräusche. Er hörte, wie Thüren auf und zugeworfen wurden, Ketten klirrten und wie es endlich an die Thüre des Zimmers kam, in welchem er wohnte. Da versuchte es einen Schlüssel nach dem andern, endlich paßte

einer, die Thüre ging auf und herein trat ein langer, hagerer Mann mit todtleichem Angesicht. Der hatte ein Päckchen unter dem Arme, wie es die Barbier zu tragen pflegen; das kramte er aus und brachte Rasiermesser, Schaumbecken und alle Geräthschaften hervor, die zum Rasieren erforderlich sind. Dann winkte er unserm Franz, der unter dem Bette hervor neugierig und zugleich furchtsam lauschte, daß er hervorkommen solle. Franz gehorchte und setzte sich auf den Stuhl, den das Gespenst für ihn hingestellt hatte. Darauf ergriff dasselbe das Schaumbecken, seifte ihm nicht nur das ganze Gesicht, sondern auch den ganzen Kopf tüchtig ein, und schor ihm dann mit dem Messer Bart, Augenbrauen und das ganze Kopfhaar glatt hinweg. Als das Gespenst damit zu Ende war, seufzte es tief und sah den kahlköpfigen Franz flehend an. Der errieth sogleich, was das Gespenst damit meinen mochte, ergriff das Schaumbecken und that demselben nun eben so, wie es ihm gethan hatte. Als er damit zu Stande war, fing das Gespenst plötzlich an zu reden und sprach: „Habe Dank, edler Fremdling, daß du mich erlöset hast. Denn wisse, einst war ich hier ein gar arger Verbrecher. In diesem Schlosse hauste einst ein Ritter, der trieb argen Muthwillen mit den Wanderern, die Herberge auf seinem Schlosse suchten. Ich war sein Diener und mußte den Armen Kopf und Gesicht

kahl scheeren, daß sie ein Gespöht der Leute wurden. Dafür muß ich jetzt als Geist jede Nacht umherwandeln in diesem Schlosse und nicht eher sollte ich Ruhe finden, bis ein Wanderer mir ein Gleiches gethan hat. Du hast es gethan und bist dadurch mein Befreier geworden. Dafür will ich dir rathen, was zu deinem Glücke dient. Wenn dein Haar wieder gewachsen ist, dann gehe heim in deine Vaterstadt und warte daselbst auf der Brücke. Dort wird dir ein Freund begegnen, der wird dir sagen, was du zu thun hast, um ein reicher Mann zu werden.“ Nach diesen Worten war der gespenstige Barbier verschwunden und Franz nun froh, daß er mit seinem kahlen Kopfe davon gekommen war. Zwar lachten ihn der Wirth und seine Diener aus, als sie am andern Morgen auf das Schloß kamen und seinen kahlen Kopf sahen, aber Franz kümmerte sich darum nicht. Geduldig wartete er bis sein Haar wieder gewachsen war, dann aber eilte er in die Vaterstadt, um dort auf der Brücke den Freund zu treffen, von welchem ihm der Geist gesagt hatte. Mit frühem Morgen schon schritt er auf der Brücke hin und her, um den erwarteten Freund ja nicht zu verfehlen, aber so viel Leute auch hin und wieder gingen, Niemand kümmerte sich um ihn. Es ward Mittag, Nachmittag und Abend und noch immer war der erwartete Freund nicht erschienen. Die Brücke fing an leer zu werden und nur einige

Bettler wanderten noch auf derselben umher. Unter denen befand sich ein alter Soldat mit einem Stelzfuße. Dem hatte Franz bei seinem öfteren Vorbeigehen mehrere Male ein Almosen gegeben und der alte Stelzfuß hatte darum den jungen Mann liebgewonnen. Er näherte sich daher demselben und fragte ihn, was er auf der Brücke eigentlich so eifrig suche. Franz antwortete ihm daß er einen Freund erwarte. „Ach,“ sprach der Stelzfuß, „man muß nicht zu viel erwarten und glauben. Neulich träumte mir von einem großen Schätze, der in einem Garten in der Vorstadt unter einem Baume liegen sollte. Ich bin aber nicht dahin gegangen, denn ich glaube nicht daran.“ Franz horchte hoch auf, denn der Garten, wie ihn der alte Stelzfuß beschrieb, hatte einst seinem Vater gehört und es war wohl möglich, daß er dort einen Theil seiner Schätze vergraben hatte. Hastig sagte er darum jetzt dem alten Stelzfuß Lebewohl, drückte ihm sein letztes Geldstück in die Hand, und eilte sogleich in den Garten. Dort fand er auch richtig unter dem Baume eine schwere Kiste und darin so viel Geld und Geldeswerth, daß er nun wirklich wieder zum reichen Manne geworden war. Da er sich nun nicht wieder der Verschwendung und dem Müßiggange ergab, blieb er auch reich und angesehen bei seinen Mitbürgern, den alten Stelzfuß aber pflegte er für seinen glücklichen Traum dankbar bis an den Tod.

Der brave Mann.

Wenn der Winter zu Ende geht, statt Schnee Regen vom Himmel fällt und die Sonne warm zu scheinen anfängt, dann schmilzt das Eis und der Schnee, den uns der Winter gebracht, und das Wasser mehrt sich und fließt in die Bäche und Ströme, daß sie anschwellen und hinaustreten über die Ufer. So geschah es vor vielen Jahren in einer Stadt, bei dem ein großer Strom vorüberfließt. Der Strom wuchs und schwell, wie es noch nie geschehen war. Ueber den Strom aber führte eine steinerne Brücke und auf der Brücke stand ein Häuschen. Darinnen wohnte der Mann, der das Geld einnahm von den Wanderern, die über die Brücke gingen. Die Brücke war gar fest und hatte schon seit langen Jahren gestanden. Aber jetzt drohte ihr große Gefahr; denn die mächtigen Eisschollen stießen mit solcher Gewalt an die Pfeiler, daß die Steine herausgerissen wurden und hier und da ein Pfeiler zusammenstürzte. Dazu brauste der Sturm so heftig und die Fluthen tobten gewaltig, daß Niemand sein eignes Wort vernehmen konnte. Wie erschrak da der Mann, der in dem Häuschen mitten auf der Brücke, als er sah, wie ein Pfeiler nach dem andern hinweggerissen

wurde von der tobenden Fluth, wie bangte er da um sein Leben nicht allein, sondern auch um das Leben seines Weibes und seiner Kinder. Mit jammerndem Geschrei rief er um Hilfe, aber seine Stimme ward nicht gehört vor dem Toben der Fluthen und vor dem schrecklichen Krachen, mit welchem die Pfeiler der Brücke, einer nach dem andern, hineinstürzten.

Wohl hatten sich viele Menschen am Ufer des Strandes versammelt, die meisten aber nur, um zu sehen, wenige nur hatten den Willen, den Unglücklichen mit den Seinen zu retten, kein einziger aber den Muth. Und immer schrecklicher ward die Gefahr für den armen Mann auf der Brücke, denn nur der mittellste Pfeiler war noch übrig, auf dem das Häuschen stand, und die Eisschollen rann-ten mit verdoppelter Gewalt gegen denselben, die Fluthen brausten um ihn mit zweifacher Wuth und lockerten an den mächtigen Steinen, daß einer nach dem andern hineinstürzte und der Pfeiler zu wanken begann. Noch immer standen die Leute müßig am Ufer und schauten gaffend, wie das schreckliche Zerbrüchungswerk immer weiter schritt. Da sprengte auf einem herrlichen Rosse ein Graf herbei, ein edler Mann, der wohlthat den Armen und half den Bedürftigen und darum hoch geachtet und geliebt war in der ganzen Gegend. Mit Entsetzen sah er nun, welches schreckliches Schicksal dem armen

Böllner, seinem Weibe und seinen Kindern drohe. Einen Beutel zog er alsbald hervor und rief:

„Fünfhundert Goldstücke sind zugesagt,
Dem Welcher die Rettung der Armen wagt.“

Aber Niemand wollte sein Leben verlieren, Niemand hatte auch nur den Muth, in den Kahn zu steigen, der am Ufer lag; denn die Eisschollen rollten immer mächtiger daher, die Fluthen wuchsen immer höher und immer heftiger tobte der Sturm und wühlte in dem Wasser, daß es hohe Wellen schlug. Kaum konnte man vor ihnen den Brückenspfeiler noch sehen, der aber wankte und zitterte immer heftiger und drohete jeden Augenblick einzustürzen. Und jetzt vernahm man ganz deutlich durch das Brausen und Fluthen hindurch das Jammergeschrei des Böllners und der Seinen. „Will keiner es wagen?“ rief zum zweiten Male der edle Graf. Da schritt herbei ein schlichter Bauersmann im groben Kittel, der schaute alsbald die Gefahr der Armen und hörte des Grafen Worte. Schnell sprang er in den Kahn und ruderte hinein in den Wirbel und kam endlich, trotz aller Eisschollen und aller Wellen am Pfeiler glücklich an. Doch ach, der Armen in dem Häuschen, die gerettet sein wollten, waren zu viele, der kleine Kahn faßte sie nicht und der edle Bauer konnte nur zwei der Armen mit hinwegnehmen. Glücklich brachte er sie an's Ufer und fuhr zum

zweiten Male hinüber. Auch jetzt mußte er noch den Vater zurücklassen. Dann aber unternahm er zum dritten Male die entseßliche Fahrt. Als er mit dem armen Böllner am Ufer glücklich anlangte, stürzte der Pfeiler mit entseßlichem Krachen zusammen und das Häuschen trieb mitten auf dem wüthenden Strom fort.

Der edle Graf aber nahte sich nun dem Bauer und reichte ihm den versprochenen Beutel zum Lohne. Noch edler aber war der Bauer, als der Graf. Er sprach: „Nicht um schändlichen Lohn habe ich mein Leben gewagt; zwar bin ich arm, doch nährt mich Gott und mein Fleiß. Darum gebet dem Böllner, was Ihr mir zugebacht, denn der Arme hat Alles verloren.“ Der Graf verstummte, denn er fühlte, daß der schlechte Bauer doch weit mehr gethan, als er selbst. Der Bauer aber wandte sich, ging davon und ward nicht mehr gesehen. Das, liebes Kind, ist die Geschichte von dem braven Manne.

16.

Der standhafte Jüngling.

Ein mächtiger König — Porfenna war sein Name — führte einst einen langen und blutigen

Krieg mit den Römern. Dabet war er sehr glücklich, denn die römischen Heere wurden von ihm zu mehreren Malen geschlagen, und endlich rückte er gar vor die Stadt Rom selbst, sie mit Gewalt der Waffen einzunehmen. Die Römer aber waren ein sehr tapferes Volk und wehrten sich gar hartnäckig. Porfenna beschloß daher, sie auf eine andere Weise zu zwingen, sich ihm zu unterwerfen und ihre Stadt ihm zu übergeben. Deshalb schloß er mit seinen zahlreichen Kriegern die Stadt ringsum ein, so daß von dem Lande keine Lebensmittel hineingebracht werden konnten. Dadurch entstand gar bald große Noth in der Stadt; der Hunger fing an, die Leute drinnen auf's fürchterlichste zu quälen, und endlich kam es so weit, daß man die Stadt dem feindlichen Könige übergeben wollte, um nur nicht Hungers zu sterben. Ehe dieß aber geschah, ereignete sich Etwas, was die Sache gar gewaltig veränderte.

Eines Tages nämlich war der König Porfenna in seinem Zelte, das auf's reichste mit allerhand kostbaren Stoffen geschmückt war. Bei ihm war sein Geheimschreiber, der die Befehle niederschrieb, welche ihm der König vorsagte. Plötzlich drang ein junger Mann in das Zelt und sogleich mit einem entblößten Dolche auf den Geheimschreiber ein, der reicher gekleidet war, als der König selbst. Im nächsten Augenblicke lag der unglück-

liche Geheimschreiber blutend und entseelt am Boden, der Dolch des jungen Mannes hatte ihn mitten ins Herz getroffen. Der König rief erschrocken um Hilfe, seine Trabanten eilten herbei und bemächtigten sich auf seinen Befehl alsbald des jungen Mannes. Der aber bereute nicht, was er gethan hatte, auch fürchtete er sich nicht vor der Strafe. Es war ein Jüngling aus edlem römischen Geschlechte. Er hatte sich verkleidet in die Tracht der Feinde und war so bis mitten in das Lager gekommen. Der König aber glaubte, daß er nicht allein sei und wollte daher jetzt von ihm wissen, wo seine Genossen sich befänden. Der Jüngling weigerte sich, dieß zu sagen, worüber der König in den heftigsten Zorn gerieth und ihm drohte, daß er ihn wolle martern lassen auf allerdenkliche Art, bis er Alles gestehe. Der Jüngling lächelte aber und sprach: „Schau her, o König, ob eine Marter im Stande sei, mich zu bewegen!“ Darauf streckte er seine Hand in das Feuer, welches auf einem kleinen Altare im Felde brannte. Kein Laut kam von seinen Lippen, keine Miene in seinem Antlitze verzog sich, wovon man den fürchterlichen Schmerz, den er erleiden mußte, hätte gewahren können. Lächelnd verharrte, bis die Hand zu einem schwarzen verkohlten Stumpfe geworden war. Dann wandte er sich auf's Neue zum König und sprach: „Was diese Marter mir

schnellen Ketten, daß er vor Mattigkeit auf dem Pferde zusammensank. Der Durst quälte ihn und darum bat er den Ritter flehentlich, daß er ihn absteigen lassen möchte, damit er sich einige Berren im Walde suchen könne, mit denen er seinen Durst löschen möge. Kunz gewährte ihm dieses und der Prinz suchte eifrig nach den saftigen Waldbeeren umher. Da erblickte er plötzlich einen ganz schwarzen Mann, einen Köhler, der im Walde arbeitete. Der Mann hatte ein so treuherziges, ehrliches Gesicht, daß es dem klugen Prinzen schien, als könne er ihn wohl aus der Gewalt des häßlichen Kunz befreien. Darum lief er schnell hin zu dem Manne und sprach schnell: „Rette mich von dem bösen Ritter dort; mein Vater, der Kurfürst, wird dir vergelten.“ Der Köhler horchte hoch auf und in dem Augenblicke sah Kunz, wie der Prinz mit dem schwarzen Manne sprach. Deshalb eilte er sogleich herbei, um es zu hindern. Im Laufen aber blieb er mit seinen Sporen in dem dichten Gesträuch hängen und stürzte darüber zu Boden. Noch ehe er sich mit seiner schweren Rüstung wieder aufrichten konnte, stand der wackere Köhler vor ihm und schlug mit einer mächtigen Stange, mit welcher die Köhler das Feuer anzuschüren pflegen, so gewaltig auf den Ritter ein, daß dieser das Aufstehen gern vergaß. Unterdeß kam aber Kunzens Knappe herbei und eilte seinem

Herrn mit dem Schwerdte zu Hülfe, so daß sich der Köhler nun gegen den vertheidigten mußte. Aber auch er erhielt Hülfe; denn seine Frau hegte einen großen Hund gegen den Knappen, dann schlug sie mit einem Holze gegen einen Baum, daß es laut im Holze wiederhallte. Bald darauf wimmelte es zwischen den Bäumen von schwarzen Gestalten, lauter Köhler, die auf dieses Zeichen mit ihren Schürbäumen zur Hülfe herbeieilten. Nun waren Kunz und seine Knappen bald überwältigt und fest gebunden. Der Prinz aber wurde von dem Köhler in seine Hütte geführt und in seinem Leben hatte ihm nichts so herrlich geschmeckt, als die Milch und das schwarze Brod, welches ihm die armen guten Leute vorsetzten.

Dann brachte man den Prinzen zu einem vornehmen kurfürstlichen Bekannten; dorthin begleiteten ihn alle Köhler; der ehrliche Schmidt aber, der den Prinzen befreit hatte, ging mit nach Altenburg, wo gar große Freude darüber war. Die andern Räuber vernahmen indeß gar bald, daß Kunz gefangen worden war und versprachen daher, auch den Prinzen Ernst wieder frei zu lassen, wenn man ihnen Leben und Freiheit schenken wolle. Das geschah und schon am andern Tage, nachdem der Raub geschehen war, hatte die geängstete Kurfürstin ihre geliebten Söhne wieder. Der brave Köhler that sich gar viel zu gute auf

seine wackere That und sagte: er habe den Ritter gar weidlich getrikt, d. h. so viel, als rüchtig geschlagen. Darum nannte ihn auch der Kurfürst Triller. Auch belohnte er ihn freigebig, schenkte ihm ein schönes Bauerngut und machte ihn und seine Nachkommen für alle Zeiten von Abgaben frei. Der böse Kunz aber ward bald darauf auf dem Marktplatze zu Freiberg hingerichtet.

20.

Erstes Märchen von Mübezahl.

Der Name.

In einem deutschen Lande, Schlesien genannt, giebt es ein großes Gebirge, welches den Namen des Riesengebirges führt. Dort gab es vor uralten Zeiten Geister und Gespenster aller Art; keiner aber war so mächtig als Mübezahl. Woher er seinen Namen erhalten hat, wird uns diese Geschichte lehren.

In jenem Lande herrschte einst ein Fürst; der hatte eine wunderschöne Tochter, Namens Emma, die war an einen Prinzen verlobt, den sie auch recht von Herzen lieb hatte. An einem heißen Sommertage badete sie sich einst in einem schönen klaren See. Plötzlich aber ward sie ergriffen und tief unter das Wasser hinabgezogen, daß ihr die Sinne vergingen. Als sie wieder zu

sich kam, sah sie, daß sie sich in einem herrlichen Schlosse befand, dessen Wände vom reinsten Krystall waren. Der Berggeist stand vor ihr und bat sie, daß sie seine Gemahlin werden sollte, aber die schöne Emma hatte nur ihren verlobten Prinzen lieb und der häßliche Berggeist war ihr zuwider. Doch wollte sie ihm nicht zürnen aus Furcht vor seiner Macht: darum stellte sie sich, als ob sie sich es überlegen wolle. Vorher müsse er ihr aber einen Gefallen erzeigen und ihr eine Jungfrau zur Gesellschaft geben. Das ging aber nicht so schnell, als Emma gedacht hatte. Der Berggeist mußte nämlich erst ein Feld mit Rüben besäen, unter dem Felde aber ließ er von seinen Geistern ein Feuer anzünden, daß die Rüben in wenig Tagen aufgingen und reif waren. Nun mußte Emma eine Rübe nehmen und laut wünschen, daß diese in die Gestalt ihrer liebsten Dienerin, Bertha, verwandelt würde. Das geschah und die schöne Emma freute sich gar sehr darüber. Doch war sie klug genug, sich noch zwei von den Rüben zu verschaffen, denen sie schon dann eine Gestalt geben wollte, wie es nöthig war. Als nun der Berggeist eben auf einer Reise im Gebirge war, da verwandelte sie die eine von den beiden Rüben in eine Elster, welche sprechen konnte. Dieser gebot sie, hinzufiegen zu ihrem Verlobten und ihm zu sagen, daß er am Fuße des Gebirges ihrer harren solle;

die andere Rübe hob sie sorgfältig auf. Indesß war der Berggeist von seiner Reise zurück und kam auf's Neue zur schönen Emma, sie zu bitten, daß sie seine Gemahlin werden möchte. Emma versprach es ihm, nur solle er zuvor hinausgehen auf das Rübenfeld und die Rüben zählen, die auf demselben stünden, doch dürfe er sich nicht um eine einzige mehr oder weniger verzählen. Der Berggeist war gar froh darüber und hüpfte hinaus. Kaum war er fort, so zog die schöne Emma ihre letzte Rübe hervor und verwandelte sie in ein schnelles Ross. Darauf setzte sie sich und jagte davon, so schnell als möglich den Fuß des Gebirges zu erreichen, wo ihr verlobter Prinz ihrer harren sollte. Indesß sprang der Berggeist eifrig zwischen den Rüben herum und zählte sie. Als er damit fertig war, fiel ihm ein, er könne sich doch wohl erzählt haben, und darum beschloß er noch einmal zu zählen. Allein — wie ärgerlich — diesmal hatte er drei mehr gezählt, als das erste Mal, und darum mußte er zum dritten — ja zum vierten Male zählen. Endlich glaubte er seiner Sache ganz gewiß zu sein und eilte nun in den krystallinen Ballast zurück, um der schönen Emma zu sagen, wie viel Rüben er auf dem Felde gefunden habe. Dort aber war Alles leer; der kluge Berggeist dachte jedoch gleich daran, daß ihn die schöne Emma betrogen haben könne. Er hob sich daher

hoch in die Luft und schaute sich um. Da sah er, wie eben die Prinzessin mit ihrem Verlobten zusammengekommen war, und wie sie beide auf den schnellen Pferden dahin ritten, um seiner Macht zu entgehen. Ergrimmt faßte er einen Blitz und schleuderte ihn nach den Fliehenden. Die aber waren schon über die Grenzen seines Gebiets, und er hatte keine Macht mehr, ihnen zu schaden. Die Leute aber, die rings um das Gebirge umher wohnten, erfuhren die seltsame Geschichte und nannten seit dieser Zeit den Berggeist zum Spott nur den Rübenzähler, oder kurzweg R ü b e z a h l.

21.

Turandot.

Turandot war der Name einer wunderschönen Prinzessin. Sie war die Tochter eines mächtigen Königs, aber ihr Vater erlebte an ihr gar großen Kummer. Sie haßte nämlich alle Männer und hatte darum beschloffen, niemals die Gemahlin eines Mannes zu werden. Weil sie dies ihren Vater nicht wissen lassen wollte, sagte sie dem, sie würde nur dessen Gemahlin werden, welcher die Räthsel auflösete, die sie ihm aufgeben würde. Diejenigen aber, die sich dazu erkühnten und die Räthsel doch nicht auflöseten, sollten sterben und ihre Köpfe zur Warnung für Andere auf

den Mauern der Stadt aufgestellt werden. Der Vater bewilligte ihr dies, weil er hoffte, sie werde nicht so grausam sein, aber er irrte sich gar sehr darin. Aus allen Ländern kamen Prinzen und Fürsten herbei, die Räthsel der schönen Turandot aufzulösen, um sie zur Gemahlin zu bekommen, aber sie holten sich nur den bitteren Tod. Denn die Räthsel waren so schwer, daß keiner sie errieth und Turandot hatte kein Mitleid. Die Unglücklichen wurden getödtet und ihre Köpfe auf den Mauern der Stadt aufgestellt.

Turandots Vater hatte in frühern Zeiten viele Fürsten besetzt und ihre Länder eingenommen. Einer dieser Fürsten irrte in fremden Gegenden umher, sein Sohn aber, mit Namen Kalaf, ein wunderschöner junger Prinz, kam heimlich in die Stadt, wo der König wohnte. Dort gedachte er einen Freund zu sehen, den er sehr liebte, sich selbst aber durfte er nicht sehen lassen, denn der König hatte dem eine große Belohnung versprochen, der Kalaf oder seinen Vater umbringen würde. Darum ging er stets verkleidet her und Niemand als sein treuer Freund kannte ihn in der großen Stadt. Kalaf hatte gar viel von Turandot gehört, wie schön und wie klug sie sei. Einst erblickte er sie bei einem Feste und gewann sie alsbald so lieb, daß er nicht glaubte, ohne sie leben zu können. Daher beschloß er auch, zu versuchen,

ob er die Räthsel lösen könne. Er wollte lieber sterben, als ohne Turandot leben. Am andern Morgen schon wurde es in der ganzen großen Stadt bekannt, daß abermals ein Prinz gekommen sei, die Räthsel der schönen Turandot aufzulösen. Dem alten König machte dieß vielen Kummer, denn er war nicht grausam. Darum ließ er den Prinzen Kalaf zu sich kommen und redete ihm gar väterlich zu, daß er das Räthsel lösen meiden sollte. Aber Kalaf bestand darauf um so hartnäckiger. Der Tag wurde nun bestimmt, an welchem Turandot ihre Räthsel dem Prinzen öffentlich vorsagen wollte und Kalaf erschien dabei in der prächtigsten Kleidung. Seinen Namen aber kannte Niemand, obgleich Alle sahen, daß er nichts Geringeres als ein Prinz sein könnte. Turandot selbst betrachtete den fremden Prinzen recht genau und er gefiel ihr gar wohl, weit mehr, als alle Andern, welche um sie geworben hatten. Aber sie war zu stolz und ließ es sich nicht merken, doch that es ihr herzlich leid, daß er sein Leben so in Gefahr setzte und sie redete ihm anfangs liebevoll zu, das Räthsel lösen zu meiden. Aber Kalaf rief: „Tod oder Turandot!“

Nun sprach die Prinzessin ihre Räthsel; das erste lautete folgendermaßen:

Was ist das? Es ziert des größten Kaisers Hand, es gleicht dem Schwerdte, macht viele Wunden, es macht die Menschen reich, grün-

det Städte und Dörfer und macht die Völker glücklich.

Kalaf sann eine Weile nach, und sprach dann: das ist der Pflug. Die königlichen Räthe brachen die versiegelten Zettel auf, auf denen das räthselhafte Wort niedergeschrieben war, und riefen jauchzend: „Getroffen! Getroffen! Es ist der Pflug!“ Die Prinzessin sprach hierauf ihr zweites Räthsel:

Was ist das? Viel Tausend Schaafe weiden auf einer großen Wiese; der Hirt geht voran, bald ist er groß, bald klein, bald sieht man nur die Heerde und oft weder den einen noch die andern.

Abermals sann Kalaf eine Weile und dann sprach er: „Der Hirt ist der Mond, die Heerde sind die Sterne.“ Abermals erbrachen die Räthe die versiegelten Zettel und riefen dann wiederum jauchzend: „Getroffen! Getroffen! Der Mond und die Sterne!“

Wie ärgerte sich da die stolze Turandot, daß der fremde Prinz ihre Räthsel so leicht und schnell errieth; aber es war ihr auch wiederum lieb, denn sie fing schon an, den schönen und klugen Jüngling liebzugewinnen. Nun sprach sie ihr drittes und letztes Räthsel.

Was ist das? Es ist ein Vogel und schneller wie der Adler, es ist ein Fisch, größer als

alle andern Fische, und trägt große Lasten bis in die fernsten Gegenden der Erde.

Bei diesen Worten schlug sie den Schleier zurück von ihrem Antlitze, der es bis dahin verhüllt hatte. Kalaf schaute nun in das schöne Antlitz und dahin war alle seine Bestimmung. Solchen Liebreiz hatte er noch nicht gesehen. Der König und Alle, die es wohl mit ihm meinten, zitterten für sein Leben, denn er hatte durch sein edles Wesen, durch seine Schönheit und seine Klugheit Aller Herzen gewonnen. Turandot aber lächelte, denn es freute sie und sie war stolz darauf, klüger zu sein, als der fremde Prinz. Da endlich ermannte sich Kalaf: er dachte wieder ernst und ruhig nach und sprach dann: „Es ist das Schiff.“ Die königlichen Rätthe brachen die verriegelten Pforten auf und riefen mit lautem Jubel: „Getroffen! Getroffen! Es ist das Schiff!“

Die Rätthsel waren nun glücklich gelöst, aber Turandot zürnte, denn sie fühlte sich gekränkt und gedemüthigt. Kalaf aber wollte nicht, daß sie ihn ungeru zum Gemahl nehme und sprach daher: Nun gebe ich Dir ein Rätthsel auf, schöne Prinzessin, erräthst Du es, so will ich gern sterben, wie alle Prinzen vor mir gestorben sind. Sage mir, wer ich bin und nenne meinen Namen. Drei Tage gebe ich Dir Zeit dazu darüber nachzudenken. Kannst Du es mir dann nicht sagen, dann mußt

Du meine Gemahlin werden.“ Turandot war das gern zufrieden, denn sie hoffte bis dahin zu erfahren, wer der fremde Prinz und welches sein Name sei.

Sie forschte nun sorgfältig nach der Wohnung Kalafs und eine ihrer Dienervinnen fand dieselbe endlich glücklich auf. Kalafs Freund ward ins Gefängniß gebracht und dem erzählte man nun, daß Kalaf selbst gefangen sei und hingerichtet werden solle. Der erschrak gar sehr und rief im Schmerze um seinen Freund: „Ach Kalaf! Kalaf!“ Nun wußte Turandot auf ein Mal den Namen des fremden Prinzen und wer er sei. Als daher am dritten Tage die königlichen Rätthe und der Hof sich abermals versammelt hatten, sprach Turandot: „Willkommen, Prinz Kalaf. Ihr seid erkannt.“ Kalaf erschrak zum Tode, denn sein Leben nicht nur, auch Turandot war ihm verloren. Schon drängten sich die königlichen Trabanten herbei, ihn zum Tode zu führen, da aber trat die Prinzessin hervor und winkte sie zurück. „Mein Ist er,“ sprach sie, ich habe ihn mir gewonnen, er ist mein Herr und Gemahl, der auch mich gewonnen hat.“ Der Stolz der schönen Turandot war verschwunden, das Mitleid und die Liebe für den edlen Kalaf hatte in ihr festgelegt. Unermesslich war der Jubel an dem königlichen Hofe, groß die Freude des alten Königs. Dem Vater des Prinzen gab er sein

Fürstenthum zurück; Kalaf selbst aber ward der Erbe seines Königreichs. Das beherrschte er lange und glücklich mit seiner Gemahlin, der Schönen und klugen Turandot.

22.

Die Wahnsinnigen.

Wenn der Mensch Schmerzen an seinem Körper fühlt, wenn der Körper nicht alle die Dienste verrichtet, welche ihm die Natur thun heißt, dann nennen wir ihn krank. Aber nicht bloß körperlich kann der Mensch krank sein, auch der Geist, die Seele kann leiden. Wenn der Mensch nicht mehr gehöhrig denken kann, dann ist sein Geist krank. Er hat dann unrichtige Vorstellungen von allerhand Dingen, und unternimmt darum auch Dinge, die gar keinen Zweck haben, wohl aber oft gefährlich für ihn und andere sind. Solche geistig kranke Menschen nennt man häufig Wahnsinnige, ihre Krankheit Wahnsinn. Man pflegt sie unter sehr strenger Aufsicht zu halten, damit sie nicht Etwas thun, was für sie und Andere schädlich oder gefährlich werden könnte. Ja es giebt sogar besondere Anstalten, wo man die Wahnsinnigen zu heilen versucht.

In einer solchen Anstalt gab es zu einer gewissen Zeit recht viele solcher Unglücklichen. Einer

derselben hatte besonders recht sonderbare Einfälle, die er gewöhnlich auch auszuführen suchte. Einst hatte er seine Unglücksgeossen überredet, die Speisen, die ihnen dargereicht wurden, seien zu schlecht, zu mager, und man müsse sich deshalb beschweren, damit es in Zukunft anders würde. Deshalb begaben sich sämmtliche Wahnsinnige, die in der Anstalt vorhanden waren, in die Küche, wo in einem großen eisernen Kessel die gemeinsame Speise für Alle bereitet wurde. Indem sie nun so da standen und einer die Speise kostete, kam der Arzt herbei, welcher die oberste Aufsicht über die Anstalt führte, und sah zu seiner nicht geringen Bewunderung alle Kranken versammelt. Eben wollte er versuchen, sie dadurch, daß er ihnen gütlich zuredete, aus der Küche zu entfernen, da sprach der Wahnsinnige, der zuerst die Leute hier versammelt hatte: „Ei, können wir doch unsere Speise fett genug machen. Wir dürfen ja nur den Doctor da in den Kessel werfen!“ Der Arzt war nämlich ein großer und wohlbeleibter Mann und darum war der Einfall des Wahnsinnigen so unrecht nicht. Den Uebrigen gefiel er wenigstens außerordentlich, und durch wilbes jauchzendes Geschrei gaben sie ihm ihren Beifall zu erkennen. Sogleich griffen Einige von ihnen, die sehr stark waren, nach dem Arzte, hielten ihn fest und schleppten ihn nach dem großen Kessel, in welchem die Speise siedete und zischte,

um ihn dahinein zu stürzen. Die Gefahr war gar groß, denn Wahnsinnige lassen sich nicht leicht von Etwas durch vernünftiges Zureden abbringen, was sie einmal beschlossen haben, wäre es auch noch so schädlich und gefährlich. Schon hoben die Stärksten von ihnen den unglücklichen Arzt zum Rande des Kessels empor, da gelang es ihm noch, sie zu bewegen, daß sie ihn auf einen Augenblick anhörten. „Ihr übereilt Euch, Kinder,“ sprach er zu ihnen, „denn würde die Farbe aus meinen Kleidern nicht Eure ganze Speise verderben, wohl gar vergiften? Laßt mich erst auf mein Zimmer gehen, daß ich mich entkleide und wiederkomme. Dann bin ich es gern zufrieden, daß Ihr mich in den Kessel stürzet.“ Die Wahnsinnigen sahen einander an. „Er hat Recht,“ riefen Einige. „Er hat Recht!“ rief bald die ganze Schaar; laßt ihn gehen, daß er sich entkleide.“ Der Arzt ging nun wohl recht gern auf sein Zimmer, aber er entkleidete sich weder, noch kam er in die Küche zurück wo die Wahnsinnigen lange umsonst auf ihn warteten. Wohl aber traf er alle Anstalten, daß die Unglücklichen in Gewahrsam gebracht werden konnten. So endete für ihn noch glücklich genug ein merkwürdiges Ereigniß, bei dem er in der größten Lebensgefahr geschwebt hatte.